

Zeit & Schrift

***Missverständnisse
vermeiden***

***Christsein – mehr
als nur Errettetsein***



Editorial

- 3** Ein ungläubiger Jünger
Michael Schneider

Bibelstudium

- 5** Hiob – ein Vorbild Jesu Christi (2)
Hanswalter Gieseke

Bibel im Alltag

- 16** Missverständnisse vermeiden
David R. Reid

Glaubensleben

- 22** Christsein – mehr als nur Errettetsein
Eberhard Schneider

Mission

- 28** Nachrichten aus Panama
Roland Kühnke

Vor-Gelesen

- 30** Wie können wir denn leben?
Jochen Klein

- 32** Geisterstunde
Marcel Haldenwang

Die Rückseite

- 36** Angst vor dem Alter – Furcht vor der Zukunft
Karl Otto Herhaus

Zeit & Schrift

18. Jahrgang 2015

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Bestelladresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Layout:

Wolfgang Schuppener

Versand:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen

Bildnachweis:

www.photocase.de

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 € je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Ein ungläubiger Jünger

2015 jährt sich zum 50. Mal der Todestag Albert Schweitzers. Der 1875 im Elsass geborene Missionsarzt gilt vielen nach wie vor als »Symbolgestalt christl[icher] Nächstenliebe und gelebter Humanität.«¹ Mit 38 Jahren ließ er alles hinter sich, was er bisher erreicht hatte – darunter eine theologische Professur an der Universität Straßburg –, um im westafrikanischen Gabun ein Urwaldhospital zu gründen. Hier widmete er sich bis zu seinem Lebensende (mit einigen Unterbrechungen) dem Dienst an den Ärmsten der Armen, wofür er 1952 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.

Was veranlasste Schweitzer zu diesem radikalen Schritt? Am 26. Februar 1905, einen Monat nach seiner Entscheidung zur Aufnahme eines Medizinstudiums, schrieb er an seine spätere Frau Helene Bresslau: »Was ich will, das kann kein Hirngespinnst sein. Dafür bin ich zu realistisch. Aber ich will mich aus diesem bürgerlichen Leben befreien, das alles in mir töten würde, ich will leben, als Jünger Jesu etwas tun.«²

Schweitzer verstand sich also dezidiert als Jünger Jesu und seinen Dienst als Ausdruck dieser Jüngerschaft. Mit diesem Thema hatte er sich, wie er am 10. Juni 1908 an den Musiker Gustav von Lüpke schrieb, bereits seit vielen Jahren beschäftigt: »Aber ich habe mir es in meiner Jugend in den Kopf gesetzt zu ergründen, was es mit der Religion und dem Christentum sei, und ob etwas in dem Worte »Jünger Jesu« liegt; das Endresultat mag sein[,] wie es will.«³

In seinem Buch *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (1906, erweitert 1913) formulierte Schweitzer den Anspruch, den Jesus an seine Jünger stellte und heute noch stellt, folgendermaßen: »Als ein Unbekannter und Namenloser kommt er zu uns, wie er am Gestade des Sees an jene Männer, die nicht wußten, wer er war, herantrat. Er sagte dasselbe Wort: Du aber folge mir nach! und stellt uns vor die Aufgaben, die er in unserer Zeit lösen muß. Er gebietet. Und denjenigen, welche ihm gehorchen, Weisen und Unweisen, wird er sich offenenbaren in dem, was sie in seiner Gemeinschaft an Frieden, Wirken, Kämpfen und Leiden erleben dürfen, und als ein unaussprechliches Geheimnis werden sie erfahren, wer er ist.«⁴

Noch pointierter drückte es Schweitzer in einer Predigt aus: »Jesus muß für uns der Herr sein, mit dem wir uns im Leben auseinandersetzen und vor dessen Worten wir Rechenschaft ablegen. Das Bekenntnis, nach dem wir uns prüfen, ist dieses, ob er für uns der Herr ist.«⁵

Das sind Worte, die das Herz jedes Christen eigentlich höher schlagen lassen müssten; das vorletzte Zitat wurde der 2013 bei Hänssler erschienenen Romanbiografie Schweitzers⁶ denn auch als Motto vorangestellt. Und doch war Schweitzer kein Gläubiger im neutestamentlichen Sinne, denn das Fundament und Zentrum des christlichen Glaubens, den Sühnetod Jesu Christi am Kreuz, lehnte er ab. Der Frankfurter Theologieprofessor Werner Zager schreibt in seiner Schweitzer-Monografie (durchaus bewundernd):

»Indem Schweitzer bei seinem Verständnis des Todes Jesu konsequent auf die Sühnevorstellung verzichtet, erweist er sich als liberaler Theologe, für den es kein Zurück hinter die Aufklärung geben kann. Ist es doch für den Menschen seit dem Zeitalter der Aufklärung ein inakzeptabler Gedanke, dass Jesus vor zwei Jahrtausenden in seinem Kreuzestod Schuld und Strafe aller Menschen – der damals lebenden, der damals bereits verstorbenen und der künftigen, also auch heutigen Menschen – auf sich genommen und beseitigt haben soll.«⁷

Zwar sprach auch Schweitzer noch von »Erlösung durch den Tod Jesu«, aber er verstand darunter nur eine »Erlösung vom Egoismus«. Jesus habe seine Jünger »durch nichts anderes als durch seinen Tod von den weltlichen Gedanken, die über sie herrschten, erlöst und sie zu neuen Menschen gemacht. Ist das nicht die Erlö-

sung, nach der sich die Welt sehnt, daß sie geoffenbart werden soll, und nach der wir uns sehnen, daß sie in uns wirksam sich erweist, die Erlösung von den selbstischen, weltlichen Gedanken und von der Eitelkeit unseres Wandels [...]? [...] Die neue Erkenntnis heißt: dienen. Das Dienen aber wirkt Erlösung: unsere eigene Erlösung und daß wir andere erlösen können, von der Welt erlösen können.«⁸

Dass wir »von den selbstischen, weltlichen Gedanken und von der Eitelkeit unseres Wandels« erlöst werden müssen, ist durchaus richtig und biblisch (1Petr 1,18), aber das können wir nicht selbst durch unser »Dienen« bewirken (wofür der Tod Jesu allenfalls noch ein gutes Beispiel liefert), sondern es geschah »mit dem kostbaren Blut Christi als eines Lammes ohne Fehler und ohne Flecken« (1Petr 1,19). Wer das leugnet, kann sich noch so emphatisch »Jünger Jesu« nennen und sein Leben an der Bergpredigt ausrichten (nach Schweitzer »die unanfechtbare Rechtsurkunde des freisinnigen Christentums«⁹) – den rettenden Glauben, der sich allein auf das Werk Jesu Christi gründet und nicht auf eigene Werke, besitzt er nicht.

Als Schweitzer 29 Jahre alt war, umschrieb er seiner späteren Frau Helene Bresslau einmal wie folgt sein Lebensziel: »Und dann das Recht haben, ein Ketzer zu sein! Nur Jesus von Nazareth kennen; die Fortführung seines Werkes als einzige Religion haben [...] Nicht mehr die Angst vor der Hölle kennen, nicht mehr nach den Freuden des Himmels trachten [...] – und doch wissen, daß man Ihn, den einen Großen, versteht und daß man sein Jünger ist. Gestern beim Einschlafen las ich das 25. Kapitel des Matthäus-Evangeliums, weil ich so sehr den Vers liebe: ›Was ihr getan habt einem dieser Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan.‹ Aber wo beim jüngsten Gericht von der Scheidung der ›Schafe und der Böcke‹ die Rede ist, da lächelte ich: Ich will nicht zu den Schafen und im Himmel treffe

ich sicher eine ganze Gesellschaft, die ich nicht mag: St. Loyola, St. Hieronymus, und ein paar preußische Oberkirchenräte – und mit diesen allen freundlich tun und den Bruderkuß austauschen? Nein, ich verzichte, lieber in die Hölle, dort ist die Gesellschaft weniger gemischt. Mit Julian Apostata, Caesar, Sokrates, Platon und Heraklit läßt sich schon ein anständiges Gespräch führen.«¹⁰

Wenn es im Leben Albert Schweitzers keinen Moment gab, in dem er auf das Blut Jesu vertraute und nicht auf sein eigenes »Dienen«, wird ihm dieser Wunsch wohl leider erfüllt werden.

Michael Schneider

- 1 W[erner] Raupp: »Schweitzer, Albert«, in: *Evangelisches Lexikon für Theologie und Gemeinde*, hrsg. von Helmut Burkhardt und Uwe Swarat in Zusammenarbeit mit Otto Betz, Michael Herbst, Gerhard Ruhbach und Theo Sorg, Bd. 3, Wuppertal/Zürich (R. Brockhaus) 1994 [digitale Ausgabe].
- 2 Albert Schweitzer / Helene Bresslau: *Die Jahre vor Lambarene. Briefe 1902–1912*, hrsg. von Rhena Schweitzer Miller und Gustav Woytt, München (C. H. Beck) 1992, S. 82.
- 3 Werner Zager: *Albert Schweitzer als liberaler Theologe. Studien zu einem theologischen und philosophischen Denker*, Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung 11, Berlin/Münster (Lit) 2009, S. 136.
- 4 Albert Schweitzer: *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, Tübingen (Mohr Siebeck) 1966, S. 630.
- 5 Albert Schweitzer: *Predigten 1898–1948*, hrsg. von Richard Brüllmann und Erich Gräßer, Werke aus dem Nachlaß 3, München (C. H. Beck) 2001, S. 979.
- 6 Ken Gire: *Albert Schweitzer. Berufung zum Leben*, aus dem amerikanischen Englisch von Doris C. Leisering, Holzgerlingen (SCM Hänssler) 2013.
- 7 Zager, S. 67.
- 8 Schweitzer, *Predigten 1898–1948*, S. 727.
- 9 Albert Schweitzer: *Aus meinem Leben und Denken*, Leipzig (Meiner) 1931, S. 58.
- 10 Schweitzer/Bresslau, *Die Jahre vor Lambarene*, S. 68 (1. Mai 1904).

»Alle, welche Christi Versöhnungsoffer beiseiteschieben wollen,
sind außerhalb der christlichen Kirche.
Ihr Glaube ist gleich dem Glauben der Türken, Juden und Heiden.«

FRANZ PIEPER (1852–1931)

aus: »Die Versöhnung des Menschen mit Gott«, *Lehre und Wehre* 67 (1921), S. 329

Hiob – ein Vorbild Jesu Christi (2)

*»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Fern von meiner Rettung sind die Worte meines Gestöhns. Mein Gott, ich rufe bei Tage, und du antwortest nicht; und bei Nacht, und mir wird keine Ruhe.«
(Ps 22,2f.)*





Wir haben in dem vorangehenden Beitrag Hiob verlassen, als er völlig verarmt und durch eine ekelhafte Krankheit geschändet in der Asche saß und seine Geschwüre mit einer Tonscherbe schabte, dass er aber dennoch entschieden der Versuchung durch seine Frau widerstand, sich von Gott loszusagen, sondern sich bereitfand, wie früher das Gute, so auch jetzt das Böse von Gott anzunehmen.

Der Besuch der Freunde Hiobs

Als Nächstes wird nun berichtet, dass Hiobs drei Freunde, Elifas von Teman,¹ Bildad von Schuach² und Zofar von Naama – wie Hiob selbst Söhne des Ostlandes –, von seinem Unglück gehört und sich verabredet hatten, ihm ihr Beileid zu bezeugen und ihn zu trösten. Der Anblick von Hiobs Elend und Schmerzen hatte sie aber so tief erschüttert, dass sie mit allen Bekundungen der Trauer sich zu ihm auf die Erde setzten und sieben Tage und sieben Nächte lang kein Wort zu ihm redeten. In dieser unheimlichen Stille indessen mögen die Stirnen Hiobs und seiner Freunde bereits von den Fragen bedrängt worden sein – Fragen nach den Ursachen solchen Leidens –, die in den nun folgenden poetisch gestalteten Kapiteln in den Klagen und Anklagen Hiobs sowie in acht (oder neun?) Reden der Freunde³ ihren leidenschaftlich-kontroversen Ausdruck finden.

Hiobs Verwünschung seines Tages und Beginn seines Klagens

Erschreckend wie ein Vulkanausbruch ertönen die Worte aus Hi-

obs Mund, wenn er nun als Erstes seinen Tag verflucht: *»Vergehen soll der Tag, an dem ich geboren wurde, und die Nacht, die sprach: Ein Junge wurde empfangen! Dieser Tag sei Finsternis! Gott in der Höhe soll nicht nach ihm fragen, und kein Licht soll über ihm glänzen!«* (Hi 3,3f.). In immer neuen Wendungen setzt Hiob diese Verwünschung fort und begründet diese schließlich wie folgt: *»Denn sie hat die Pforte meines Mutterschoßes nicht verschlossen und Unheil nicht vor meinen Augen verborgen. Warum starb ich nicht von Mutterleib an, verschied ich nicht, als ich aus dem Schoß hervorkam? Weshalb kamen Knie mir entgegen und Brüste, dass ich sog?«* (Hi 3,10–12; vgl. 10,18f.).

So sehr dieser Verzweiflungsschrei auch menschlich verständlich und nachvollziehbar erscheint, so unterscheidet sich Hiobs Reaktion auf seine trostlose Lage hier doch grundlegend von dem Verhalten dessen, der angesichts der ihm angetanen Misshandlungen seinen Mund nicht auftut *»wie das Lamm, das zur Schlachtung geführt wird, und wie ein Schaf, das stumm ist vor seinen Scherern«* (Jes 53,7). Es ist aber bemerkenswert, dass Hiob mit einer solchen Verwünschung nicht allein steht, sondern dass auch noch ein anderer, der unbestritten ebenso ein Vorbild Jesu Christi darstellt, nämlich der Prophet Jeremia, wenn auch aus anderen Motiven, solche mit fast noch härteren Worten aussprechen kann: *»Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren wurde, der Tag, da meine Mutter mich gebar, sei nicht gesegnet! ... Warum bin ich doch aus dem Mutterleib hervorgekommen, um Mühsal und Kummer zu*

1 Vgl. 1Mo 36,11.15; Jer 49,7; Am 1,12.

2 Vgl. 1Mo 25,2.

3 Manche Ausleger halten aus inhaltlichen und formalen Gründen die Hiob in Kap. 27,7–23 zugeschriebenen Verse für eine dritte Rede des Zofar.

sehen und dass meine Tage in Schande vergingen?» (vgl. Jer 20,14–18 ÜEÜ).

Gemeinsam ist diesen Weherufen die *Warum-Frage*, bei Hiob die erste, der dann noch viele weitere folgen sollen, aber ebenso die Einschränkung, dass sie – entgegen dem, was sich der Satan so dringend gewünscht hätte – kein Lästwort gegen Gott und den Himmel beinhalten. Dieses *Warum* wird nun von Hiob in der unmittelbar anschließenden Klage gleich wieder aufgenommen: »*Warum gibt er dem Mühseligen Licht und Leben den Verbitterten – denen, die auf den Tod warten, und er ist nicht da, und die nach ihm graben mehr als nach verborgenen Schätzen, die sich bis zum Jubel freuen würden, Wonne hätten, wenn sie das Grab fänden –, dem Mann, dem sein Weg verborgen ist und den Gott von allen Seiten eingeschlossen hat? Denn noch vor meinem Brot kommt mein Seufzen, und wie Wasser ergießt sich mein Schreien. Denn ich fürchtete einen Schrecken, und er traf mich, und wovor mir bangte, das kam über mich*« (Hi 3,20–25).

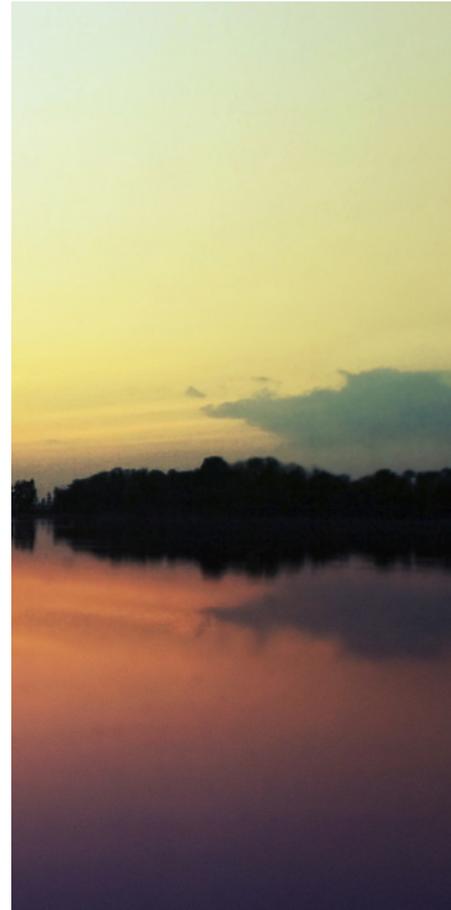
Gegenrede, Anklage und Belehrung der drei Freunde

Hiobs Klage fordert seine Freunde zu Gegenreden heraus. Sie enthalten, aufs Ganze gesehen, einiges Nachdenkenswertes, etwa über die Tiefen Gottes und die Vollkommenheit des Allmächtigen (vgl. Hi 11,7–10). Sie können aber das eigentliche Problem Hiobs von ihrem unzulänglichen und unangemessenen Gottesverständnis her nicht erkennen, sondern folgern vielmehr, dass Gott diejenigen, die sich demütig zu ihm hinwenden, durch ein gelingendes Leben seg-

net (vgl. Hi 5,19–27; 8,5–7; 11,13–19; 22,26–30), dass dagegen das Glück der Gottlosen trügt und Gott Unheil über sie bringen wird (vgl. Hi 5,2–5; 8,11–19; 15,20–35; 18,5–21; 20,4–29; [27,13–23]).

Als Konsequenz aus diesem sich alstrückerisierendem Gottesbild stellt Elifas die Vollkommenheit der Wege Hiobs, auf die dieser seine Zuversicht gesetzt hat, durch den Einwand in Frage: »*Wer ist je als Unschuldiger umgekommen, und wo sind Rechtschaffene vertilgt worden? So wie ich es gesehen habe: Die Unheil pflügen und Mühsal säen, die ernten es*« (Hi 4,7f.). Und er verbindet damit den Ratschlag: »*Ich jedoch würde Gott suchen und meine Sache vor Gott darlegen, der Großes und Unerforschliches tut*«, gefolgt von seiner vermeintlichen Einsicht und der daraus abgeleiteten dringenden Ermahnung: »*Siehe, glücklich ist der Mensch, den Gott zurechtweist! So verwirf denn nicht die Züchtigung des Allmächtigen,⁴ denn er bereitet Schmerz und verbindet, er zerschlägt und seine Hände heilen*« (Hi 5,8.17f.).

Mit anderen Worten, aber inhaltlich im Wesentlichen stets gleichbedeutend, werden auch in den späteren Reden des Elifas und der beiden anderen Freunde immer wieder die gleichen Anschuldigungen und Ermahnungen wiederholt (vgl. Hi 8,3.5–7.20f.; 11,13–17; 15,4–6; 22,4–9.21–30). Dabei wird die Leidenschaft ihrer Beschuldigungen immer mehr gesteigert, das Gewicht ihrer Argumente aber immer geringer. Ein großer Teil der Erwidern Hiobs ist deshalb darauf gerichtet, solche durch Gegenargumente zu entkräften. Er weiß natürlich genauso



4 Es ist überaus bedeutsam, dass der Name HERR (hebr. *Jahwe*), der in den beiden ersten Kapiteln dominiert und der Gott, den ICH BIN, als den »wirksam Seienden«, »Tätigen« ausweist, sowohl in den Reden Hiobs als auch seiner Freunde und des später eingeführten Elihu kein einziges Mal vorkommt, sondern stattdessen Gottesnamen (hebr. *El, Eloah, Elohim*) gebraucht werden, die unterschwellig auf seine Stärke Bezug nehmen, darüber hinaus aber noch häufig *der Allmächtige* (hebr. *Schaddai*) bzw. *Gott, der Allmächtige* (hebr. *El Schaddai*). Erst in der Einführung der Gottesreden von Hi 38,1 und 40,1 erscheint der Name HERR wieder, und im Schlusskapitel (Hi 42) ist nur noch dieser zu finden.



wie die Freunde um die Majestät Gottes, seine unbegrenzte Einsicht und Verfügungsgewalt über Himmel, Erde und Scheol, ebenso wie um seine Schöpfermacht, wie sie sich in der Tierwelt und letztlich in allem Lebendigen manifestiert, aber er kann daraus nicht eine Regel für die Weise seiner Verfügung über die Menschen ableiten (vgl. Hi 26,5–14; 12,7–10.13–25). Darum wird er nachdrücklich die Gültigkeit der Behauptung der Freunde bestreiten, dass es nur den Gottesfürchtigen gut geht, die Gottlosen aber in ihrem Leben von Gott gestraft werden: »Warum leben die Gottlosen, werden alt, nehmen gar noch zu an Macht? ... Siehe, steht nicht ihr Glück in ihrer Hand? ... Dieser stirbt in seiner Vollkraft, ganz ungestört und ruhig ... Und jener stirbt mit bitterer Seele und hat nichts vom Glück genossen. Zusammen liegen sie im Staub, und Gewürm deckt sie zu« (vgl. Hi 21,7–26; 24,1–25).

Hiob besteht dem zum Trotz auf seiner Vollkommenheit: »Bis ich verscheide, lasse ich meine Rechtsschaffenheit (oder: Vollkommenheit, Unschuld, Lauterkeit) nicht von mir weichen. An meiner Gerechtigkeit halte ich fest und werde sie nicht fahren lassen« (Hi 27,5f.; vgl. 23,11–17). Und dies zu Recht, denn sein Leiden bedeutet nicht die Strafe Gottes für eigenes Verschulden, sondern seine Ursache ist irgendwie, wenn auch für Hiob unergründbar, in Gottes Willen verborgen. Diese Verborgenheit ist der tiefste Grund seiner Anfechtung; er kann ja nicht – wie wir Heutigen – wissen, dass es dabei, im Streit mit dem Satan, um die Ehre Gottes geht!

Hiobs Leiden angesichts der Unkenntlichkeit Gottes

Hiob zweifelt keinen Augenblick, dass er es in seinem Leiden mit Gott zu tun hat, und will sich auch in keinem Augenblick von ihm los-sagen. Seine Anfechtung hat ihren Grund vielmehr darin, dass ihm Gott unkenntlich geworden ist. So klagt er: »Siehe, er geht an mir vorüber, und ich sehe ihn nicht; und er zieht vorbei, und ich merke es nicht« (Hi 9,11), oder an späterer Stelle: »Siehe, gehe ich nach vorn, so ist er nicht da, nach hinten, so bemerke ich ihn nicht, nach links, sein Tun schaue ich nicht, biege ich ab nach rechts, so sehe ich ihn nicht« (Hi 23,8f.). Er fragt Gott selbst: »Warum verbirgst du dein Angesicht und hältst mich für deinen Feind?« (Hi 13,24). Und er gibt seiner Enttäuschung schließlich herzbewegend Ausdruck: »Ach, dass ich wüsste, wie ich ihn finden und zu seiner Stätte kommen könnte! ... Dort würde sich ein Redlicher mit ihm auseinandersetzen, und entkommen werde ich für immer meinem Richter« (vgl. Hi 23,3–7).

Hiob nimmt die anfangs gestellte Frage wieder auf, warum Gott den Mühseligen Licht gibt und Leben den Verbitterten, die auf den Tod warten, und formt sie zu einer Klage: »Dass sich doch meine Bitte erfüllte und Gott mein Anliegen gewährte! Dass Gott sich dazu entschliesse, mich zu zertreten, dass er seine Hand abzöge und mich vernichtete! So wäre noch mein Trost, und ich würde jubeln in schonungsloser Qual, dass ich die Worte des Heiligen nicht verleugnet habe« (Hi 6,8–10).

Aber Hiobs kummervolle Gedanken sind nicht in einer logisch aufeinander bezogenen Weise geordnet, sondern wie er selbst zu-

gesteht, sind seine Worte oft unbesonnen (vgl. Hi 6,3). So kann er zugleich Gott klagen, dass sein Leben ein *Leben zum Tod* ist (vgl. Hi 7,6; 9,25f.; 17,11.13–16; 30,23) und dass ihm davor kein Glück mehr beschieden sein wird, ehe er aus dem Leben scheidet: »*Bedenke, dass mein Leben ein Hauch ist! Mein Auge wird kein Glück mehr sehen. Das Auge dessen, der mich sehen will, wird mich nicht mehr gewahren. Richtest du deine Augen auf mich, so bin ich nicht mehr. Die Wolke schwindet und vergeht; so steigt, wer in den Scheol hinabfährt, nicht wieder herauf. Zu seinem Haus kehrt er nicht mehr zurück, und seine Stätte weiß nicht mehr von ihm*« (Hi 7,7–10). Der Scheol erscheint ihm in den düstersten Farben, die an Aussagen Hemans, des Esrachiters (vgl. Ps 88,4–6), erinnern: »*Sind meine Tage nicht nur noch wenige? Er lasse doch ab, wende sich, dass ich ein wenig fröhlich werde, ehe ich hingehe – und nicht wiederkomme – in das Land der Finsternis und des Todesschattens, in das Land, schwarz wie die Dunkelheit, das Land der Finsternis – da ist keine Ordnung – und selbst das Hellwerden ist dort wie Dunkelheit*« (Hi 10,20–22; vgl. 14,10–12; 17,13–16).

Umso mehr überrascht dann Hiobs dem Vorigen scheinbar völlig entgegenstehendes, alttestamentlichen Vorstellungen weit voraus-eilendes Verlangen: »*Dass du mich doch im Scheol verstecktest, mich verbärgst, bis dein Zorn sich abwendete, mir ein Ziel setztest und dann meiner gedächtest!* – *Wenn ein Mann stirbt, wird er etwa wieder leben? – Alle Tage meines Dienstes wollte ich harren, bis meine Ablösung käme! Du würdest rufen, und ich würde dir antworten, nach dem Werk dei-*

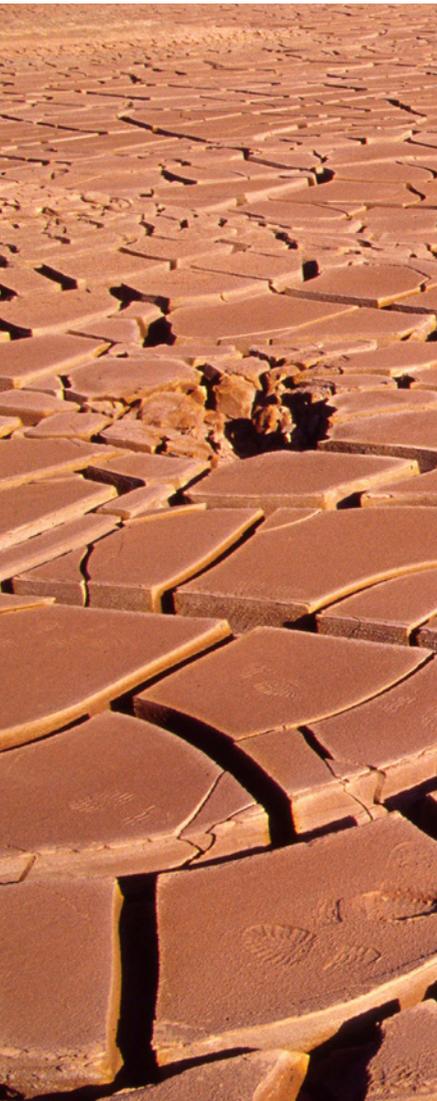
ner Hände würdest du dich sehnen. Denn dann würdest du zwar meine Schritte zählen, aber gäbest nicht Acht auf meine Sünde! Mein Verbrechen würde versiegelt in einem Beutel, und du würdest meine Schuld zudecken« (Hi 14,13–17).

Die ständig wiederholten Beschuldigungen der Freunde reizen Hiob zu enttäuschten, oft auch sarkastisch formulierten Entgegnungen (vgl. Hi 6,21; 12,2f.; 13,1–12; 16,2–5; 17,10; 19,2f.; 21,2f.; 26,2–4). Das Kernthema seiner Erwidernngen aber betrifft sein ihm unbegreifliches Leiden unter der Hand Gottes. Diesbezüglich sind oben bereits einige Beispiele angeführt worden (vgl. auch Hi 6,4; 7,20f.), die Ergießung dieser Klagen über seinen erbarmungswürdigen Zustand erreicht indessen erst in der folgenden längeren Ausführung ihren Höhepunkt:

»*Ja, jetzt hat er [Gott] mich müde gemacht. Du hast meine ganze Umgebung menschenleer gemacht. Und du hast mich gepackt, das zeugt gegen mich. Und meine Abmagerung tritt als Zeuge gegen mich auf, mir ins Angesicht sagt sie aus. Sein Zorn zerfleischte mich und feindete mich an, er knirschte mit seinen Zähnen gegen mich, als mein Feind schärft er seine Augen gegen mich. Ihren Mund haben sie gegen mich aufgesperrt, mit Schmähung meine Backen geschlagen; gemeinsam rotten sie sich gegen mich zusammen. Gott gibt mich dem Ungerechten (oder: dem Buben) preis, und in die Hände der Gottlosen stürzt er mich. Ich war sorglos, da hat er mich aufgerüttelt, und er packte mich beim Nacken und zerschmetterte mich, und er stellte mich für sich als Zielscheibe auf. Seine Geschosse umfliegen mich. Er spaltet*

meine Nieren und empfindet kein Mitleid, er schüttet meine Galle auf die Erde. Bresche auf Bresche reißt er in mich. Er rennt gegen mich an wie ein Krieger. Ich habe Sacktuch auf meine Haut genäht und mein Horn in den Staub gesenkt. Mein Gesicht glüht vom Weinen, und auf meinen Wimpern liegt Finsternis, obwohl keine Gewalttat an meinen Händen klebt und mein Gebet lauter ist« (Hi 16,7–17; vgl. ergänzend 19,7–12.20).

Hier übersteigt Hiobs Leiden an der völlig unkenntlichen, ihm im Zorn entgegenretenden Gestalt Gottes jedes erträgliche Maß. Nicht nur begreift er Gott als seinen Feind, der wie ein Krieger gegen ihn anrennt, der wie gegen eine befestigte Stadt seine Pfeile auf ihn abschießt und ihre Mauer einreißt, sondern indem er ihn auch den Schmähungen und Misshandlungen der Gottlosen preisgibt. Ein Vergleich mit Ps 22 drängt sich auf, vor allem mit dem Aufschrei, der Jesu tiefstes Leiden in der Gottesfinsternis am Kreuz bezeugt, mit diesem »Warum«, das alle Warum-Fragen Hiobs unendlich übergreift (vgl. das vorangestellte Leitwort Ps 22,2f.). Ein ins Einzelne gehender Vergleich von Parallel- oder zumindest sinnverwandten Aussagen soll dem Leser überlassen bleiben; es mögen dabei zusätzlich auch früher berichtete Klagen Hiobs einbezogen werden sowie Klageworte anderer alttestamentlicher Zeugnisse, die in dem vorstehenden Text anklingen (vgl. z. B. Ps 69,4f.; 88,8.17f.; 102,2–6.9–11; Jes 53,9b.10a). Ein weiterer Text aus den mehrheitlich Jeremia zugeschriebenen Klageliedern verdient allerdings noch unsere ganz besondere Aufmerksamkeit, da er Hi-



obs Klage mit nur wenig veränderten Worten zu der seinigen macht, sodass die zuvor angeführten Parallelstellen unverändert auch für diese gelten können:

»Ich bin der Mann, der Elend sah durch die Rute seines Grimmes. Mich trieb er weg und ließ mich gehen in Finsternis und ohne Licht. Nur gegen mich wendet er immer wieder seine Hand, Tag für Tag. Verfallen ließ er mein Fleisch und meine Haut, zerbrach meine Knochen, umbaute und umgab mich mit Gift und Mühsal. Er ließ mich wohnen in Finsternissen, wie die Toten der Urzeit. Er ummauerte mich, dass ich nicht herauskam, er legte mich in schwere bronzene Ketten. Auch wenn ich schrie und um Hilfe rief, verschloss er sein Ohr vor meinem Gebet. Er vermauerte meine Wege mit Quadersteinen, kehrte meine Pfade um. Ein lauerner Bär war er mir, ein Löwe im Versteck. Er ließ mich vom Weg abirren, zerfleischte mich und machte mich menschenleer.

Er spannte seinen Bogen und stellte mich hin als Ziel für den Pfeil. Er ließ in meine Nieren dringen die Söhne seines Köchers. Ich wurde meinem ganzen Volk zum Gelächter, ihr Spottlied bin ich jeden Tag. Ersättigte mich mit bitteren Kräutern und tränkte mich mit Wermut. Und er ließ auf Kies meine Zähne beißen, er trat mich nieder in den Staub. Du verstießest meine Seele aus dem Frieden, ich habe vergessen, was Glück ist. Und ich sagte: Verloren ist mein Glanz und meine Hoffnung auf den HERRN. An mein Elend und meine Heimatlosigkeit zu denken bedeutet Wermut und Gift. Und doch denkt und denkt meine Seele daran und ist niedergedrückt in mir. Doch dies will ich mir in den Sinn zurückerufen, darauf will ich hoffen: Ja, die

Gnadenerweise des HERRN sind nicht zu Ende, ja, sein Erbarmen hört nicht auf, es ist jeden Morgen neu. Groß ist seine Treue« (Kla 3,1–23).

Hiobs Aufblick zu seinem Bürgen und Erlöser

In einer Weise wie Jeremia wird freilich Hiob den letzten Satz dieses Klageliedes sich noch nicht zu Eigen machen können, aber immerhin hofft er auf den Rechtsbeistand Gottes gegen die als Spott empfundene Anklage seiner Freunde: *»Siehe, im Himmel ist mein Zeuge und mein Fürsprecher in der Höhe. Meine Gefährten verspotten mich. Zu Gott blickt mein Auge mit Tränen auf, dass er Recht schaffe für einen Mann gegen Gott und für einen Menschensohn gegen seine Gefährten« (Hi 16,19–21).* Und er flüchtet sich zu diesem Gott, den er anklagt, traut sich sogar, ihn trotz dessen ihm feindlich erscheinender Unerkennbarkeit selbst zu bitten, als Bürge für ihn einzutreten: *»Setze doch ein Pfand für mich ein, leiste bei dir selbst Bürgschaft für mich! Wer sonst wird in meine Hand einschlagen?« (Hi 17,3).⁵*

Weit darüber hinausgehend kann Hiob schließlich gar der Gewissheit Ausdruck geben, dass sein Erlöser (oder: Anwalt, Fürsprecher, hebr. *goel*) als der Letzte über allem Vergänglichen stehen wird und er ihn dann zum Trotz aller Schändung seines Leibes selbst schauen und er ihm dann kein Fremder mehr sein wird: *»Doch ich weiß: Mein Erlöser lebt; und als der Letzte wird er über dem Staub stehen. Und nachdem man meine Haut so zerschunden hat, werde ich doch aus meinem Fleisch (oder: außerhalb meines Fleisches) Gott schauen. Ja, ich werde ihn für mich sehen, und meine Augen wer-*

⁵ Siehe den Beitrag »Bürgschaft«, *Zeit & Schrift* 4/2010, S. 33f.

den ihn sehen, aber nicht als Fremden« (Hi 19,25–27).

Auch wenn man die Übersetzung der Vulgata, wonach diese Stelle explizit die »Auferweckung aus der Erde« bedeuten würde, als eine »dogmatische Korrektur« bewerten muss, so ist in diesen Worten doch ohne Zweifel der Blick Hiobs über alles irdische Geschehen hinaus auf Gottes endgültiges Heilsschaffen gerichtet. Kraft dieses Zeugnisses ist Hiobs Vorbildhaftigkeit somit nicht nur auf das *Leiden* Jesu beschränkt, sondern schließt, als eine der ganz wenigen alttestamentlichen Voraussagen, auch die Bezeugung von dessen *weltüberwindender Herrlichkeit* ein.

Diese einzigartige, den Tod übergreifende Schau zerreißt zwar wie ein Lichtblitz die Düsternis von Hiobs Trauer, bedeutet aber noch nicht deren Ende. Hiob wird sie jedoch nicht mehr ganz vergessen können, auch nicht in den nachfolgenden Klagen (vgl. Hi 27,2–4). Die meisten von diesen sind bereits in die früher berichteten Texte mit eingeflossen bzw. als Zitate vermerkt worden. Besonders anrührend spricht uns aber noch sein Leiden über den Verlust seiner Ehre an, wie dieser im Fernbleiben seiner Verwandten und Vertrauten und der Verachtung seiner Schutzbefohlenen, seines Knechtes und sogar seiner Frau zum Ausdruck kommt (vgl. Hi 19,13–19). Gethsemane gerät in den Blick, wo Jesu Jünger ihn alle verließen und flohen (Mt 26,56; Mk 14,50), und dass dies in den Psalmen als von Gott selbst bewirkt ausgedeutet wird (vgl. Ps 69,9; 88,9.19).

Hiobs Schlussmonologe

Nachdem die drei Freunde Hiobs ihm nichts mehr zu antworten wissen, »weil er in seinen Augen gerecht war« (Hi 32,1), folgen aus seinem Mund noch vier ausgedehnte Monologe. In dem ersten, dem einzigartigen *Lied von der Weisheit*, wird Hiob eingestehen müssen, dass Weisheit letztlich nur bei Gott zu finden ist und nur er ihre Stätte kennt (Hi 28),⁶ und diese Einsicht wird ihm helfen, schließlich zu begreifen, dass es für seine qualvolle Lage weder von ihm selbst aus und erst recht nicht gemäß dem Rat seiner Freunde einen Ausweg geben kann, sondern allein von Seiten Gottes, d. h. »von oben nach unten«. In den drei weiteren Monologen dagegen wird er ein eingehendes Selbstzeugnis ablegen. Darin schildert er zuerst wehmütig sein früheres Glück, wo Gott ihn behütete und er in der Stadt von allen Einwohnern die höchste Ehrung erfuhr, wo er aber auch die Möglichkeit wahrnahm, Elende und Waisen zu befreien sowie sich für Witwen, Blinde, Lahme und Arme zu verwenden (vgl. Hi 29).

Umso krasser beleuchtet Hiob dann sein jetziges Elend und den Verlust seiner Würde, wie er zum Spottlied des Gesindels geworden und dessen Willkür preisgegeben ist. Seine Klage erreicht einen zweiten Höhepunkt: »Und nun zerfließt in mir meine Seele, die Tage des Elends packen mich ... Ja, Gutes erwartete ich, und es kam Böses. Und ich harrete auf Licht, und es kam Dunkelheit ... Trauernd gehe ich einher ohne Sonne ... Und so ist meine Zither zur Trauerklage geworden und meine Flöte zur Stimme der Weinenden«. Aber seine Klage wandelt sich auch zu



⁶ Siehe den Beitrag »Die Weisheit Gottes«, *Zeit & Schrift* 6/2007, S. 11–18.

einer gegen Gott gerichteten Anklage: »Mit gewaltiger Kraft packt er mein Gewand, wie der Kragen meines Leibrocks schnürt er mich ein. Er hat mich in den Dreck geworfen, sodass ich dem Staub und der Asche gleich geworden bin. Ich schreie zu dir, und du antwortest mir nicht. Ich stehe da, doch du achtest nicht auf mich. In einen Grausamen verwandelst du dich mir, mit der Stärke deiner Hand feindest du mich an ... Denn ich habe erkannt, zum Tod führst du mich zurück und in das Versammlungshaus aller Lebendigen« (vgl. Hi 30).

Der abschließende Monolog Hiobs stellt dann eine in der feierlichen Form eines »Reinigungseides« verfasste Selbstprüfung Hiobs dar. Sie muss insbesondere als ein alle seine vorangegangenen Entgegnungen noch einmal zusammenfassender Widerspruch gegen die lügnerischen, Gottes Verhalten missdeutenden Beschuldigungen seiner Freunde verstanden werden (vgl. z. B. Hi 22,5–9) und enthält eine Rechtfertigung bezüglich seines sittlichen und sozialen Verhaltens, seiner Zuwendung zu Feinden und Fremden, seines Verhältnisses zum Besitz und zur Abgötterei, zur Unehrllichkeit und zum Bodenfrevel (vgl. Hi 31,1–34,38–40). Aber in der abschließenden Klage übernimmt Hiob sich wieder, indem er Gott fast ultimativ zur Stellungnahme herausfordert und überheblich im Voraus Gottes Urteil triumphierend vorwegnehmen will: »Ach, hätte ich doch einen, der auf mich hörte – hier ist meine Unterschrift! Der Allmächtige antworte mir! Wo ist die Klageschrift, die mein Rechtsgegner geschrieben hat? Wahrlich, ich würde sie auf meine Schulter heben, sie mir um den Kopf

winden als Kranz. Ich würde ihm über die Zahl meiner Schritte Auskunft geben, wie ein Fürst würde ich ihm nahen« (Hi 31,35–37).

Die Reden Elihus, des Anwalts Gottes

Damit sind auch Hiobs Worte zu Ende (vgl. Hi 31,40). Aber nun tritt, völlig unangekündigt und vorher unbemerkt, eine fünfte Person den »Kampfplatz«: Elihu, der Busiter.⁷ Als ein »Anwalt Gottes«⁸ wendet er sich in heiligem Zorn sowohl gegen Hiob selbst als auch gegen seine drei Freunde – gegen Hiob, »weil er sich Gott gegenüber im Recht betrachtete«, und gegen die Freunde, »weil sie keine Antwort gefunden und Hiob doch für schuldig erklärt hatten« (Hi 32,2f.).

Auf den Inhalt der vier langen Reden Elihus (Hi 32–37) soll hier nicht im Einzelnen eingegangen werden, da sie unser Thema nicht eigentlich tangieren. Die Quintessenz seiner Belehrung Hiobs kann etwa in folgenden Worten gefunden werden: »Siehe, Gott handelt erhaben in seiner Macht, wer ist ein Lehrer wie er? Wer könnte ihm seinen Weg vorschreiben, und wer dürfte ihm sagen: Du hast Unrecht getan? ... Siehe, Gott ist erhaben, aber wir erkennen es nicht; die Zahl seiner Jahre ist unerforschlich« (Hi 36,22f.26). Sie bewirken indessen für sich noch nicht, dass Hiob seine Beschuldigungen gegen Gott zurücknimmt; von seiner Seite erfolgt allerdings – anders als nach den vorigen Reden der drei Freunde – auch keinerlei Einspruch. Die Situation scheint immer noch hoffnungslos festgefahren, und es muss erst der »Sturm« heraufziehen, aus dem heraus Gott selbst das Wort ergreifen wird.

- 7 Sein Name bedeutet »Er ist Gott«; sein Wohnort Bus ist ebenso unbekannt wie Hiobs Wohnort Uz; da allerdings nach 1Mo 22,21 Uz und Bus Söhne Nahors und also Brüder waren, könnte es sich bei ihm um einen Verwandten Hiobs handeln (vgl. auch Jer 25,23).
- 8 Wir stimmen damit der Auslegung von u. a. Helmut Lamparter, *Das Buch der Anfechtung*, Stuttgart (Calwer) 1972 zu, die der Beurteilung des inspirierten Dichters möglichst gerecht werden will. Die Bewertung der Reden Elihus schwankt in der kirchlichen Auslegung über die Jahrhunderte hinweg in erheblichem Maß.
- 9 Vgl. Fußnote 4.
- 10 *Gehorsam leisten* und *ausharren* ist für den Glauben, anders als *unter Zwang handeln müssen*, die vornehmste Verwirklichung von Freiheit.
- 11 Auch außerhalb der eigens gekennzeichneten Zitate wird verschiedentlich auf Gedankenfragmente von Karl Barth Bezug genommen, doch sind diese dann so unauflösbar mit eigenen Erwägungen verknüpft, dass eine gesonderte Kennzeichnung unterbleiben muss. (Beim Todesjahr Barths ist uns übrigens im ersten Teil dieses Beitrags ein Versehen unterlaufen: Barth starb 1968, nicht 1961.)

Die Fragen des HERRN – Hiobs Antworten

Hiob hatte Gott immer wieder um Antwort auf sein Klagen angefleht und diese zuletzt gar, seine Grenzen völlig überschreitend, als sein Recht eingefordert. Und Gott entspricht dem, aber in einer Weise, dass er selbst zuerst eine Frage an Hiob richtet: »Da antwortete der HERR dem Hiob aus dem Sturm und sprach: Wer ist es, der den Ratschluss (oder: planvolles Walten) verdunkelt mit Worten ohne Erkenntnis?« (Hi 38,2). Beachten wir, Gott redet Hiob – eben diesen Hiob – als der HERR (Jahwe), der unvergleichlich Wirksame, der Gott der Verheißungen für sein Volk, an, um sich ihm eben auch als »Gott, der Allmächtige« (El Schaddai) in jener Fremdgestalt und Feindgestalt als *er selbst* zu erkennen zu geben.⁹ Sein Wort, seine Anrede an Hiob, ist zugleich seine Tat, mit der er diesen zurechtbringt.

Dieses Wort erscheint uns allerdings als solches völlig überraschend und höchst eigenartig zu sein. Der HERR fordert Hiob nämlich darin zuerst auf, »sich wie ein Mann zu gürten« und ihn bezüglich seiner Fragen zu belehren. Und dann stellt er ihm eine lange Reihe solcher Fragen, nicht – wie noch von Seiten Elihus – abstrakt über seine unbegreifliche Erhabenheit und Schöpferherrlichkeit, sondern höchst konkret über die verschiedensten Gegenstände seiner Schöpfung selbst: aus der Naturkunde, d. h. aus der Erd- und Himmelskunde sowie aus wunderlich ausgewählten Bereichen der normalen Zoologie (vgl. Hi 38,4 – 39,30), und schließlich – in einer zweiten Rede – über die zwischen Zoologie und Mythologie angesiedelten urwelt-

lichen Ungeheuer Behemoth und Leviathan (vgl. Hi 40,15 – 41,26).

Zwischendurch wird Hiob dann noch einmal von dem HERRN gefragt – es klingt fast humorvoll oder auch ironisch: »Mit dem Allmächtigen will der Tadler rechten? Der da Gott zu rechtweist, der antworte darauf!« Und Hiob muss auf diese Aufforderung hin erstmals seine Unwissenheit zugeben: »Siehe, zu gering bin ich! Was kann ich dir erwidern? Ich lege meine Hand auf meinen Mund. Einmal habe ich geredet, und ich will nicht mehr meine Stimme erheben; und zweimal, und ich will es nicht wieder tun.« Und er wird anschließend noch bestimmter gefragt: »Willst du etwa mein Recht zerbrechen, mich für schuldig erklären, damit du gerecht dastehst?« (vgl. Hi 40,1–14).

Hiob wird dann – nach der zweiten Rede des HERRN – noch ein weiteres Mal, und zwar tiefgreifender, sein Unvermögen und seine anmaßende Unkenntnis bekennen und den HERRN reuig und demütig um seine Belehrung bitten: »Ich weiß, dass du alles vermagst und kein Plan für dich unausführbar ist... Höre doch, und ich will reden! Ich will dich fragen, und du sollst es mich wissen lassen! Vom Hörensagen hatte ich von dir gehört, jetzt aber hat mein Auge dich gesehen. Darum verwerfe ich mein Geschwätz (oder: verabscheue ich mich) und bereue in Staub und Asche« (vgl. Hi 42,1–6).

Beachten wir bei diesem Reden und Handeln des HERRN: »Hiob wird darin als freier Mann angesprochen und ernst genommen.¹⁰ Ihm wird, was ihm gesagt wird, nicht autoritär, gar diktatorisch aufgedrängt... Er soll es selber sagen, ... wer und was Gott im Verhältnis zu ihm ist... Das ihm gesagte Wort soll als sein

eigenes Wort, als die Erkenntnis seines Herzens und das Bekennen seiner Lippen von ihm selbst ausgehen. Der HERR lässt es auf dieses sein Erkennen und Bekennen ankommen ... So groß ist die Autorität des hier unterrichtenden Lehrers, dass er auch dieses Risiko nicht fürchtet [nämlich dass Hiob in der ihm belassenen Freiheit auf sein Fragen nicht richtig antworten würde]. So frei ist Gott, dass er es mit dem seinerseits freien Mann Hiob einfach wagt – man möchte fast sagen: noch einmal auf ihn wettet, um es, wie die Antwort Hiobs zeigt, noch einmal mit ihm zu gewinnen.

[Hiob darf zwar von diesem Gott nicht erwarten,] dass er ihm seinen Gedanken und Vorstellungen, Maßstäben und Wünschen, seinen eigenen Voraussetzungen entsprechend begegnen müsse, er kann ihm als sein Erwählter nur ›umsonst‹ dienen: ohne Anspruch darauf, dass sein Walten irgend einem Bilde, das er sich von ihm machen möchte, konform zu sein habe ... Jahwe hat die Freiheit, ihm so zu begegnen, wie er es laut Hiobs Klage getan hat: in jener Fremdgestalt, in jener Feindgestalt. Er hört in ihr nicht auf, er ist in ihr nicht weniger, er ist nun gerade in ihr sein Freund, sein Verbündeter, sein Verschworener« (Karl Barth).¹¹

Hiob darf sich in seinem »Ausharren« auf das »innige Mitgefühl« und die »Barmherzigkeit« des HERRN (vgl. Jak 5,11) – und auf seine Treue – unbedingt verlassen, auch wenn ihm die konkrete Ursache seines Leidens, die unter einem sich zwischen Himmel und Erde abspielenden Geschehen verborgen ist, nicht offenbart wird. Wie

sich diese Erkenntnis bei ihm praktisch auswirkt, davon ist im ersten Teil dieses Beitrags ausführlich gehandelt worden.

Hiob, der Angefochtene – ein Typos Jesu Christi, des Verlassenen

Hiob wird in Gottes Verhältnis zu ihm und in seinem Verhältnis zu Gott derselbe bleiben und am Ende in seiner inzwischen verdeckten »reinen Gestalt« wieder auftauchen, aber die Verdeckung in der Mitte seiner Geschichte ist gründlich. Bevor der Einspruch und Eingriff als Tat des HERRN selbst erfolgt, ist man in keiner Weise darauf gefasst, zu vernehmen, dass Hiob nicht nur Unrecht hat, sondern Recht bekommt und also in der »reinen Gestalt«, in der er seinen Weg angetreten hat, aufs Neue sichtbar werden darf. Gottes Handeln an Hiob geschieht nämlich nicht zuerst zu seiner Erziehung – wenngleich er dabei von dem unvergleichlichen Lehrer vieles zu lernen haben wird und lernt, ist dies als ein begleitendes Ergebnis zu bewerten¹² –, sondern sie ist vor allem Erprobung der in seiner »reinen Gestalt« schon vorbestimmten Vorbildhaftigkeit in der Anfechtung, in der er sich, zum Teil unentwirrbar, als ein Typos Jesu Christi bewährt oder aber quasi als ein Antitypos versagt.

Wie oben im Einzelnen entfaltet worden ist, besteht Hiobs große Not, Pein und Plage in dem Zusammentreffen – in entsetzlicher Reibung – seines tiefen Wissens, dass er es mit Gott zu tun hat, mit seinem ebenso tiefen Nicht-Wissen darum, *inwiefern* er es mit Gott zu tun hat. Im Streit seines Nicht-

Wissens gegen sein Wissen tut und hat er Unrecht, sündigt er; in ihm begeht er den Fehler, im Blick auf den es ihm nicht erspart bleiben wird, zu widerrufen und im Staub und in der Asche zu bereuen. Dieser Fehler, diese Sünde wird ihn als Wahrheitszeugen indessen nicht disqualifizieren, und zwar darum nicht, weil Gott selbst sein Gewicht in die Waagschale werfen und dafür sorgen wird, dass Hiobs Fehler verschwinden, seine Sünde getilgt und er einsehen und wissen wird, *inwiefern* er es mit ihm zu tun hat.

Indem in der Hiob-Dichtung sein großes Leid als sein eigentliches spezifisches Problem vor Augen steht, hat sich Hiobs Klage in ihrer Wiedergabe über den ihr vorgegebenen Stoff hinaus geweitet und vertieft. Sie hat ihn in seinen Reden gewissermaßen über sich selbst hinauswachsen lassen, indem sie ihn unverkennbar mit den Zügen des »leidenden Gerechten« ausstattet, wie er neben ihm vor allem durch die Propheten und da – wie früher angemerkt – insbesondere durch Jeremia vorgestellt ist.

»In Jesu Verlassensschrei am Kreuz (Mk 15,34), in dem sein Leiden zusammengefasst ist, wird die Korrespondenz der Zeugenschaft der leidenden Gottesknechte Jesus und Hiob sichtbar« (Karl Barth). Wir fügen hinzu: Dieser Schrei Jesu weist zusammen mit den ihn ausdeutenden weiteren Versen von Ps 22 (vgl. die unserem Beitrag vorangestellten Worte) und anderen alttestamentlichen Leidenszeugnissen¹³ Hiob in unübertroffener Eindringlichkeit als Vorbild Jesu Christi *in seinem Kreuzesleiden* aus. Über ihn, von dem in den Evangelienberichten in Verbindung mit seiner Pas-

12 Wer dies als den eigentlichen Sinn des Redens des HERRN »aus dem Sturm« begreifen will, setzt sich der Gefahr aus, näher bei den Freunden Hiobs als bei dem HERRN selbst gefunden zu werden, der rechtfertigt, indem er demütigt, und demütigt, indem er rechtfertigt.

13 Siehe den Beitrag »Gottes befremdendes Wirken (3)«, *Zeit & Schrift* 5/2014, S. 4–13.

sion sonst keine einzige Leidensäußerung überliefert ist, weiß der Hebräerbrief immerhin zu berichten: »Der hat in den Tagen seines Fleisches sowohl Bitten als auch Flehen mit starkem Geschrei und Tränen dem dargebracht, der ihn aus dem Tod retten kann, und ist um seiner Gottesfurcht willen erhört worden, und lernte, obwohl er Sohn war, an dem, was er litt, den Gehorsam, und vollendet (oder: vollkommen gemacht) ist er allen, die ihm gehorchen, der Urheber ewigen Heils geworden« (Hebr 5,7–9). Hier steht dem Schreiber sicher Jesu »angstvoll-ringender Gebetskampf« in Gethsemane vor Augen, wo *seine Seele sehr betrübt bis zum Tod* war (Mt 26,37f.; Mk 14,33f.) und sein Schweiß *wie große Blutstropfen auf die Erde herabfielen* (Lk 22,44). Ob aber eine solche Aussage nur auf dieses eine Ereignis beschränkt ist, bleibt für uns eine von der Heiligen Schrift nicht beantwortete Frage.

Hinschauen auf Jesus

In einer gewissen Analogie zu der im 11. Kapitel des Hebräerbriefs vorgestellten Wolke von Glaubenszeugen haben wir in dem vorangehenden und dem vorliegenden Beitrag unser Augenmerk einleitend auf die verschiedenen Vorbilder und danach ganz besonders auf Hiob als einen Typus Jesu Christi gerichtet. So ist es auch uns aufgegeben, nachdem wir gleichsam wie durch ein modernes Kameraobjektiv mit verstellbarer Brennweite zuerst die Gesamtheit dieser Vorbilder mit »Weitwinklereinstellung« in ihrer jeweiligen Besonderheit betrachtet und danach in einem engeren Blickfeld Hiob als Typus Jesu Christi in Augenschein genommen

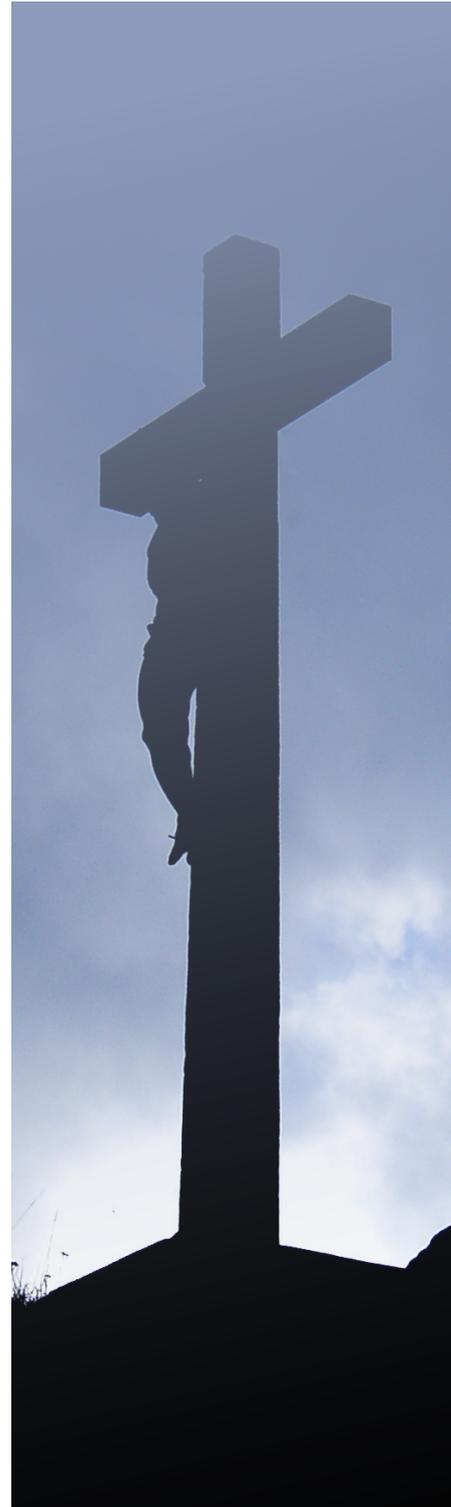
haben, nun auf Teleeinstellung umzuschalten und entsprechend derselben – von allen anderen weg – »hin[zu]schauen auf Jesus, den Anführer (oder: Herzog) und Vollen der des Glaubens [das bedeutet zugleich: des göttlichen Heilsplans], der um der vor ihm liegenden Freude willen die Schande nicht achtete und das Kreuz erduldet und sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones Gottes. Denn betrachte den, der so großen Widerspruch von den Sündern gegen sich erduldet hat, damit ihr nicht ermüdet und in euren Seelen ermatet!« (Hebr 12,2f.).

Unsere Antwort auf diese Aufforderung des Hebräerbriefs könnte dann auch einen Lobpreis der Quelle jener ewigen Freude einschließen, die der Herr Jesus mit uns teilen will, so wie sie etwa in der ersten und letzten Strophe des Chorals von Johann Franck (1618–1672) beispielhaft Ausdruck gefunden hat:

Jesu, meine Freude,
meines Herzens Weide,
Jesu, meine Zier;
ach, wie lang, ach lange
ist dem Herzen bange
und verlangt nach dir!
Gottes Lamm, mein Bräutigam,
außer dir soll mir auf Erden
nichts sonst Liebets werden.

Weicht, ihr Trauergeister,
denn mein Freudenmeister
Jesus tritt herein.
Denen, die Gott lieben,
muss auch ihr Betrüben
lauter Freude sein.
Duld ich schon hier Spott und Hohn,
dennoch bleibst du auch im Leide,
Jesu, meine Freude.

Hanswalter Giesekeus



Missverständnisse vermeiden

»Und als sie in die Bezirke des Jordan kamen, die noch im Land Kanaan liegen, da bauten die Söhne Ruben und die Söhne Gad und der halbe Stamm Manasse dort einen Altar am Jordan, einen Altar, groß von Aussehen. Und die Söhne Israel hörten sagen: Siehe, die Söhne Ruben und die Söhne Gad und der halbe Stamm Manasse haben den Altar gebaut vor das Land Kanaan in den Bezirken des Jordan nach der Seite der Söhne Israel. Und als die Söhne Israel es hörten, versammelte sich die ganze Gemeinde der Söhne Israel nach Silo, um gegen sie zum Krieg hinaufzuziehen.« (Jos 22,10–12)



Wie oft führt ein kleines Missverständnis zu Reibereien und Spaltungen in Gottes Volk! Missverständnisse verursachen nicht nur Zerrüttungen von Freundschaften zwischen einzelnen Gläubigen, sondern auch Gemeindespaltungen. Ungelöste Missverständnisse schrumpfen nicht einfach oder lösen sich auf – sie werden ausnahmslos zur Lawine. Wie tragisch! Wie können wir Missverständnisse vermeiden? Wir können sie im Keim ersticken – indem wir den biblischen Richtlinien folgen!

Um einige wichtige Richtlinien zu erkennen, werden wir eines der größten Missverständnisse in der Geschichte Israels untersuchen, aufgeschrieben in Jos 22. Beim Betrachten der Fehler und der Art und Weise, wie das Problem gelöst wurde, werden uns die göttlichen Grundsätze bewusst werden, die uns – wenn wir sie befolgen – helfen, Missverständnisse zu vermeiden. Beseitigte Missverständnisse bedeuten weniger Reibereien unter den Gläubigen und dafür mehr Anbetung und Dienst zur Ehre Gottes. *»Siehe, wie gut und wie lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!«* (Ps 133,1).

Ehrenwerte Entlassung

Die Ereignisse in Jos 22 fanden kurz vor Ende der Eroberung des Landes Kanaan durch Israel statt. Das Rückgrat des feindlichen Widerstandes war durch eine brillante »Teile-und-herrsche-Strategie« gebrochen worden – geleitet von Josua, aber geplant und ausgeführt vom HERRN selbst. Die feindlichen Koalitionen und das Potenzial für eine gemeinsame Offensive waren eliminiert worden. Obwohl in verschiedenen Stammesgebieten noch einzelne Widerstandsnester erhalten blieben, waren die größten Schlachten der Eroberung vorbei. Zu diesem Zeitpunkt schickte Josua die zweieinhalb Stämme, deren ausgesuchtes Gebiet auf der Ostseite des Jordans lag, nach Hause. Die Stämme von der Westseite des Jordans würden die »Säuberungsarbeiten« in Kanaan beenden.

Erinnerst du dich an die Hintergrundgeschichte der zweieinhalb Stämme? Bevor das Volk Israel den Jordan überquerte, um mit der Eroberung Kanaans zu beginnen, hatten die Stämme Ruben, Gad und die Hälfte von Manasse darum gebeten, Gebiete auf der Ostseite des Jordans zugeteilt zu bekommen. Sie meinten, es sei gutes Land für ihre Herden, und sie wollten ihre Frauen und Kinder nicht in Gefahr bringen, indem sie sie zu den Festungen der Feinde westlich des Jordans mitnahmen. Obwohl es eigentlich Gottes Absicht war, dass alle zwölf Stämme Israels den Jordan überqueren und sich im verheißenen Land niederlassen sollten, wies er Mose an, den zweieinhalb Stämmen ihren Wunsch zu erfüllen – solange sie versprachen, ihre Truppen über den Jordan zu schicken, um gemeinsam mit den anderen Stämmen zu kämpfen. Nach der Eroberung würden sie in ihr ausgesuchtes Gebiet östlich des Jordans zurückkehren können (siehe 4Mo 32). Die zweieinhalb Stämme hatten diesen Bedingungen zugestimmt und mutig Seite an Seite mit den anderen Stämmen unter dem Kommando des Generals Josua gekämpft. Nun waren sie auf dem Weg nach Hause.

Der einleitende Abschnitt von Jos 22 beschreibt also im Grunde eine





ehrenhafte militärische Entlassung, die den Truppen der zweieinhalb Stämme zuteilwurde. Josua sagte zu ihnen: *»Ihr habt alles gehalten, was Mose, der Knecht des HERRN, euch geboten hat, und habt meiner Stimme gehorcht in allem, was ich euch befohlen habe. Ihr habt eure Brüder nicht verlassen diese lange Zeit bis zum heutigen Tag und habt das Gebot des HERRN, eures Gottes, treu gehalten. Nun aber hat der HERR, euer Gott, euren Brüdern Ruhe verschafft, wie er zu ihnen geredet hatte. Nun denn, kehrt um und geht wieder zu euren Zelten, in das Land eures Eigentums, das Mose, der Knecht des HERRN, euch jenseits des Jordan gegeben hat! Nur achtet genau darauf, das Gebot und das Gesetz zu tun, das Mose, der Knecht des HERRN, euch befohlen hat: den HERRN, euren Gott, zu lieben und auf allen seinen Wegen zu wandeln und seine Gebote zu halten und ihm anzuhängen und ihm zu dienen mit eurem ganzen Herzen und mit eurer ganzen Seele!«* (Jos 22,2–5).

Bis hierher lief alles wie geplant. Die Truppen und Kriegskameraden verabschiedeten sich voneinander und trennten sich (V. 9). Es war eine großartige und siegreiche Eroberung gewesen. Nun konnten sie sich darauf freuen, in ihr jeweiliges Zuhause zurückzukehren und in dem guten Land, das Gott ihnen gegeben hatte, Bauernhöfe zu errichten und ihre Familien zu vergrößern. Aber am Horizont zog Ärger auf – Ärger, den niemand vorausgesehen oder erwartet hatte. Und alles begann mit einem Missverständnis.

Bürgerkrieg

Als die Truppen von Ruben, Gad und der Hälfte Manasses sich auf den Weg zum Jordan machten, beschlossen sie einen großen symbolischen Altar zu errichten, bevor sie den Fluss überquerten – keinen Opferaltar, sondern ein Denkmal zum Zeugnis für spätere Generationen (V. 10). Das Jordantal stellte eine natürliche Trennlinie zwischen den Stämmen im Osten und den Stämmen im Westen dar. Die Führer der zweieinhalb Stämme wollten sicherstellen, dass zukünftige Generationen nicht vergäßen, dass alle Stämme eine Nation bildeten und alle denselben Gott anbeteten. Die ganze Nation war vereint worden, das Land zu erobern, und sie sollten vereint bleiben. Niemandem sollte der Zugang zur Stiftshütte, dem zentralen Heiligtum auf der Westseite des Jordans, oder später zum Tempel, der ebenfalls auf der Westseite in Jerusalem errichtet wurde, verweigert werden.

Leider wurden die guten Absichten der Führer der zweieinhalb Stämme von den neuneinhalb Stämmen falsch verstanden. Als die Israeliten im Westen von dem Altarbau erfuhren, wurde er vorschnell als Akt der Rebellion gegen den HERRN gedeutet (V. 11f.)! Die neuneinhalb Stämme kamen zu der Überzeugung, dass die zweieinhalb Stämme einen Opferaltar bauten und damit eine neue Form der Anbetung einführten, in Auflehnung gegen Gottes Gesetz. Mit rechtschaffendem Zorn und religiösem Eifer in ihrem Herzen versammelten sie sich bei der Stiftshütte des HERRN in Silo und beschlossen, gegen ihre »rebellierenden« Brüder in den Krieg zu ziehen. Die junge Nation stand am Rande eines Bürgerkriegs.

Beachten wir, dass die »Mücke« des Missverständnisses, die zum »Ele-

fanten« eines möglichen Bürgerkriegs wurde, aus eigentlich guten Absichten auf *beiden* Seiten entstand! Die zweieinhalb Stämme beabsichtigten ein beständiges Zeugnis der nationalen Einheit vor dem HERRN zu bauen, während die neuneinhalb Stämme bestrebt waren, jede Abwendung vom Gesetz des HERRN unter den Stämmen zu verhindern. Ebenso ist es heute: Selbst wenn Mitgläubige es gut meinen, können ihre guten Absichten durch vorschnelles Urteilen, Missdeuten und Missverstehen schnell in Reibereien und Spaltungen ausarten. Der gute Wunsch, ein neues christliches Werk oder eine neue Gemeinde zu gründen, kann missverstanden und als »Konkurrenz« oder »Diebstahl von Schafen« bezeichnet werden. Die geistliche Initiative, als Leiter zu dienen, kann als stolzes »Machtspiel« interpretiert werden. Das aufrichtige Bestreben, der Heiligen Schrift treu zu bleiben, kann als »Traditionalismus« ausgelegt werden. Auf der anderen Seite kann der fromme Wunsch nach neuen Formen des Engagements oder des Dienstes als »gefährliche Abwendung von Gottes Wort« gedeutet werden.

Gute Kommunikation

Das Missverständnis, das fast zu einem Bürgerkrieg führte, hätte ganz einfach vermieden werden können, wenn beide Seiten das getan hätten, was uns heute, lange nach dem Geschehen, ganz offensichtlich erscheint. Wenn die zweieinhalb Stämme den übrigen nur genau erklärt hätten, was sie vorhatten, bevor sie den Altar bauten! Wenn die neuneinhalb Stämme nur nicht so vorschnelle und falsche Schlüsse gezogen hätten! Wie viele Gemeindespaltungen könnten verhindert werden, wenn man von Anfang an offen und ehrlich kommunizieren würde! Wie viele »kriegführende« Splittergruppen könnten zusammengeführt werden und Heilung erleben, wenn der Konferenztisch aufgesucht würde, bevor man die Trennmauer baut! Wie viele Reibereien in der Familie, wie viel Leid und Trennung zwischen Ehemännern und Ehefrauen oder Eltern und Kindern könnten ausgeräumt werden, wenn vorschnelles Urteilen und wütende Worte und Taten verhindert werden könnten und wenn liebevolle Kommunikation die »Bestrafung durch Schweigen« ersetzen würde!

Gute Kommunikation kann Probleme im Keim ersticken. Sie hilft uns, keine falschen Urteile über die Beweggründe anderer zu fällen (Mt 7,1), und verhindert auch, dass unsere eigenen Taten falsch interpretiert werden. Selbst gut gemeinte Taten mit guten Motiven können zu großen Missverständnissen führen, wenn es an Kommunikation mangelt. Ehrliche und offene Kommunikation ist absolut notwendig, wenn es darum geht, dass einzelne Gläubige miteinander auskommen oder Werke und Gemeinschaften reibungslos funktionieren oder christliche Familien intakt, wohlbehalten und glücklich bleiben. Die Kommunikationswege offen zu halten ist gerade heute besonders wichtig, da Satans Armeen alles Erdenkliche versuchen, um Verwirrung zu stiften und Unehre über Gottes Volk zu bringen, indem sie Christen trennen – Ehemänner von Ehefrauen, Kinder von ihren Eltern und Gemeindeglieder vonein-





ander. Lasst uns die naheliegende Lektion lernen, die Gott uns in Jos 22 förmlich zuruft!

Glücklicherweise fand hier Kommunikation statt, bevor es zu einem Bürgerkrieg und einer verheerenden Spaltung der neuen Nation kommen konnte. Bevor sie übereilte »disziplinarische Maßnahmen« gegen ihre »rebellierenden« Brüder ergriffen, wurde eine Delegation unter dem Priester Pinehas losgesandt, um zu erklären, wie die neuneinhalb Stämme den Altarbau sahen. Erklärung und Ermahnung vor übereilter Reaktion ist immer der göttliche Weg.

Keine kühlen und förmlichen Gespräche führen

Aber was hier zur friedlichen Beilegung der Krise führte, war mehr als nur ein kühles und förmliches Gespräch. Die Ermahnung beinhaltete auch einen Unterton der Gnade und Versöhnung, was typisch für geistliche Ermahnungen ist. In Vers 19 wurden die zweieinhalb Stämme eingeladen, ihre ursprüngliche Entscheidung, sich auf der Ostseite des Jordans anzusiedeln, nochmals zu überdenken und sich den neuneinhalb Stämmen im verheißenen Land anzuschließen. Das war ein selbstloses Angebot, denn jeder der neuneinhalb Stämme hätte im Interesse der Wiederherstellung und Heilung etwas von seinem eigenen Land abgeben müssen.

Wie viel wären wir bereit, im Interesse des Friedens in Gemeinde, Gemeinschaft und Familie zu opfern? Wären wir bereit, uns zu demütigen und unser persönliches »Territorium« aufzugeben, um die negativen Auswirkungen von Missverständnissen mit unseren Brüdern und Schwestern in Christus zu beheben oder Familienfehden zu entschärfen? Die neuneinhalb Stämme praktizierten »neutestamentliche Prinzipien«, lange bevor die folgenden Verse geschrieben wurden: »... dass in der Demut einer den anderen höher achtet als sich selbst; ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern ein jeder auch auf das der anderen« (Phil 2,3f.). »In der Bruderliebe seid herzlich zueinander, in Ehrerbietung einer dem anderen vorangehend« (Röm 12,10). Beachten wir die starke Betonung der Demut, Geduld und Selbstaufopferung, die von den neuneinhalb Stämmen zum Ausdruck gebracht wurde. Wie viel mehr sollten wir, die wir durch unseren Herrn Jesus Erlösung von der Sünde und Versöhnung mit Gott erlangt und noch dazu die komplette Schrift vorliegen haben, diesen Grundsätzen folgen!

Die Antwort der zweieinhalb Stämme gegenüber dem »Untersuchungsausschuss« ist sicher ein Vorbild, dem Friedensstifter auch heute noch folgen können (V. 21–29). Sie hätten durchaus entrüstet reagieren können: »Wie könnt ihr es wagen, unsere Beweggründe in Frage zu stellen?«, oder: »Wie kommt ihr darauf, dass ihr die Einzigen seid, die Gottes Willen kennen?« Aber die zweieinhalb Stämme antworteten nicht so. Sie erklärten ihr Handeln geduldig, ohne aus der Haut zu fahren oder sich zum verbalen Gegenschlag oder Rufmord hinreißen zu lassen. Anstatt auf ihren »Rechten« zu bestehen oder eine besondere Behandlung zu fordern – immerhin hatten sie ja ihren Brüdern gehol-

fen, das Land zu erobern –, erklärten sie demütig, wenn sie falsch gehandelt hätten, seien sie bereit, die Züchtigung von den neuneinhalb Stämmen vor dem HERRN zu ertragen!

Wären wir so demütig gewesen – besonders dann, wenn unsere Absichten ehrenwert waren und voreilig und falsch beurteilt wurden? Wie die neuneinhalb Stämme zeigten auch die zweieinhalb Stämme die neutestamentlichen Eigenschaften Demut und Geduld. »... mit aller Demut und Sanftmut, mit Langmut, einander in Liebe ertragend. Befleißigt euch, die Einheit des Geistes zu bewahren durch das Band des Friedens« (Eph 4,2f.). »Zieht nun an ... Demut, Milde, Langmut. Ertragt einander und vergebt euch gegenseitig, wenn einer Klage gegen den anderen hat« (Kol 3,12f.).

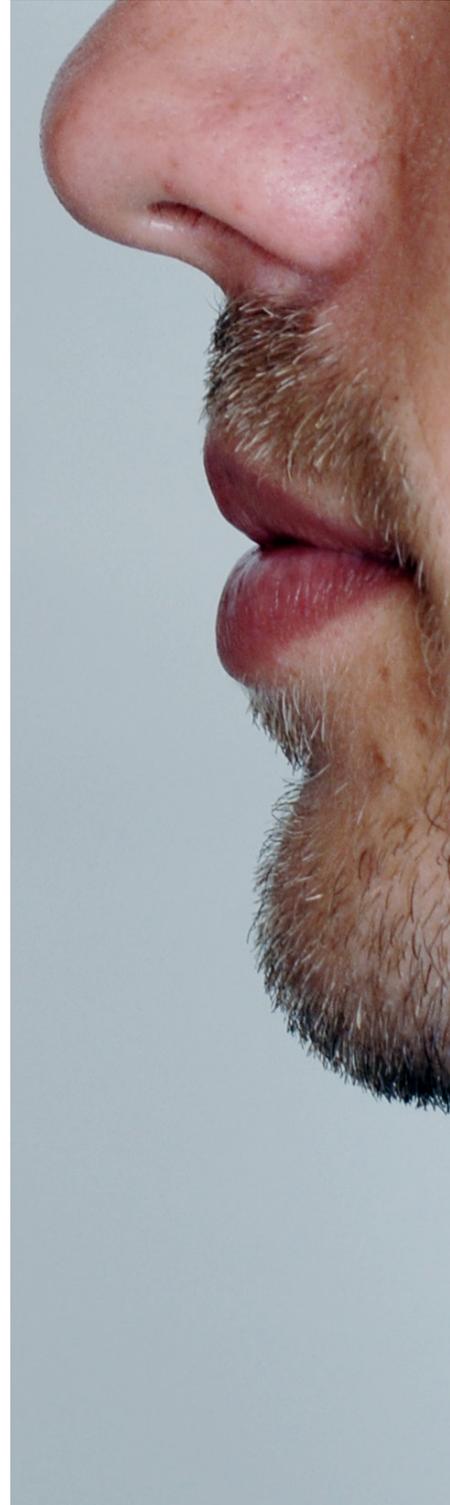
Den anderen verstehen wollen

Die Pinehas-Delegation war vernünftig. Sie hörte ihren Mitisraeliten zu und unternahm einen ehrlichen Versuch, deren Beweggründe und Anliegen zu verstehen, anstatt die sofortige Zerstörung des Altars zu fordern. Kein Wunder, dass eine friedliche Einigung stattfand (V. 30–34)! Hätten wir auch so bereitwillig unseren »rechtschaffenen« Eifer und Ärger unterdrückt, um geduldig zuzuhören und aufrichtig zu versuchen, die Standpunkte der anderen in Familie und Gemeinde zu verstehen? Hätten wir so bereitwillig Fehler in unserem Urteil erkannt und zugegeben und die legitimen Anliegen und Wünsche der anderen bestätigt? Pinehas und seine Delegation akzeptierten die Erklärung, dass der Bau am Fluss eine Nachbildung war und keine Konkurrenz. Der neue Altar blieb bestehen als ungewöhnliches und neuartiges – aber nicht ungesetzliches – Denkmal für die Geschichte und nationale Einheit des Volkes Gottes. Das Missverständnis wurde geklärt. Gerechte Empörung wurde durch eine demütige Erklärung besänftigt. Ein Bürgerkrieg wurde verhindert. Der Riss in der Gemeinschaft wurde geheilt. Und der HERR wurde gepriesen und verherrlicht!

Was für eine Fülle von Anleitungen haben wir in Jos 22 für uns heute – für Gemeinden, Familien und Freundschaften! Lasst uns die Geschichte nicht nur lesen, sondern weitergehen und diese göttlichen Prinzipien anwenden, um Missverständnisse zu vermeiden. »Die Weisheit von oben aber ist aufs Erste rein, sodann friedsam, gütig, folgsam, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ungeheuchelt. Die Frucht der Gerechtigkeit aber wird in Frieden denen gesät, die Frieden stiften« (Jak 3,17f.).

David R. Reid

(Quelle: www.soundwords.de)



Christsein – mehr als nur Errettetsein

Hören wir zuerst die nachstehende Geschichte von Pastor Paul Deitenbeck, Lüdenscheid:

»Von allen meinen theologischen Lehrern hat mich Karl Heim (1874–1958) am stärksten beeindruckt. Das hängt damit zusammen, dass er es war, der mir den letzten Anstoß gab, mein Christsein, das im Laufe der Jahre gewachsen war, nun definitiv ›festzumachen‹. Heim erwartete zunächst, dass ich über ein theologisches Problem mit ihm sprechen wollte. Aber ich stieß hervor: ›Ich möchte endgültig Ernst machen mit Jesus ...‹ ... Heim hörte mir ruhig zu. Dann sagte er nur: ›... Sie brauchen nichts weiter zu tun, als Ihr Leben mit allem, was Sie sind und haben, an Jesus auszuliefern, ganz kindlich und schlicht. Und dann stellen Sie sich unter die Führung Jesu.‹ Kein Appell, kein Gebet, keine Aufforderung, selbst zu beten, nichts. Heim gab mir nur die Hand und sagte: ›Auf Wiedersehen!‹ Ich kehrte geradewegs in meine Studentenbude zurück, kniete nieder und weinte vor Freude ...«

(aus: Heinz Schäfer, *In Bildern reden*)



1. Die Grundlagen der Errettung

1.1. Bekehrung – Wiedergeburt – Errettung

Wenn wir an Mitmenschen denken, die wir lieben und die leider oft sehr weltliche Wege gehen («An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen»; Mt 7,16.20), hört man oft: »Hauptsache errettet!«

Mir liegt es vollkommen fern, jemandem seine Errettung abzusprechen – darum geht es in diesem Artikel überhaupt nicht. Der Herr Jesus sagt: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist aus dem Tode in das Leben übergegangen« (Joh 5,24). Einer der beiden mit Jesus gekreuzigten Übeltäter bekannte: »wir empfangen, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeziemendes getan. Und er sprach zu Jesus: Gedenke meiner, Herr, wenn du in deinem Reich kommst! Und er sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein« (Lk 23,41–43). Für ihn – und auch für uns – war seine Errettung klar und sicher.

Nikodemus, dem Obersten der Juden, sagt der Herr: »Wenn jemand nicht von neuem geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen« (Joh 3,3). In Joh 3,18 teilt uns der Herr Jesus mit: »Wer an ihn [den Sohn] glaubt, wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, ist schon gerichtet«, und in Vers 36: »Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohn nicht glaubt [oder: nicht gehorcht], wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm.«

Diese Aussagen zeigen uns:

- Gott betont die Freiwilligkeit; er legt uns die Entscheidung zur Errettung vor.
- Die Bibel benutzt die »Schwarz-Weiß-Zeichnung«. Diese ist für uns Menschen oft hart, aber sehr gut zu verstehen, und bedeutet dann absolute Klarheit.
- Über die in den beiden Versen Joh 3,18.36 als »Folge«-Aussagen enthaltenen göttlichen Nachwirkungen sollten wir vertieft nachdenken («nicht glaubt» = »schon gerichtet« und »nicht glaubt bzw. gehorcht« = »der Zorn Gottes bleibt auf ihm«).
- Bei den in Gottes Wort aufgeführten Schwarz-Weiß-Zeichnungen gibt es deshalb nur ein Entweder-oder:

*Leben oder Tod,
Himmel oder Hölle,
Ewigkeit oder Verdammnis,*

*nicht gerichtet oder gerichtet,
Segen oder Fluch,
Christus oder Satan.*

Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Gott legt die Entscheidung in unsere Hände, aber es gilt auch zu bedenken (wie bei unserem deutschen Wahlrecht): Auch keine Entscheidung ist eine Entscheidung!

Schon im Alten Testament legt Gott seinem irdischen Volk durch seine Diener mehrfach diese Frage vor:

»Her zu mir, wer für den HERRN ist!« (2Mo 32,26)

»Erwählt euch heute, wem ihr dienen wollt ... Ich aber und mein Haus, wir wollen dem HERRN dienen!« (Jos 24,15)

»Da trat Elia zum ganzen Volk hin und sprach: Wie lange hinkt ihr auf beiden Seiten? Wenn der HERR der Gott ist, so wandelt ihm nach« (1Kö 18,21).

1.2. Heilsgewissheit und -sicherheit

Wir haben schon bei dem Mitgekrenzigten gesehen, dass der Herr ihm sagte: »Heute wirst du mit mir im Paradies sein« (Lk 23,43). Er erlangte ohne Weiteres Heilsgewissheit durch die Aussage Jesu. Nicht irgendwelche »Lichterscheinungen« oder »Gefühlswallungen« gaben ihm die Gewissheit, sondern das Wort des Herrn. Genauso ist es heute bei jeder Errettung: »Seht, welch eine Liebe uns der Vater gegeben hat, dass wir Kinder Gottes heißen sollen! Und wir sind es ... Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes« (1Joh 3,1.2). »Durch die Gnade seid ihr errettet« (Eph 2,8).

Darüber hinaus gibt uns Gottes Wort eine verbindliche Zusage, was unsere ewige Heilssicherheit betrifft: »Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen ewiges Leben, und sie gehen nicht verloren in Ewigkeit, und niemand wird sie aus meiner Hand rauben« (Joh 10,27). Hinzu kommt, dass wahre Christen mit dem Siegel des Heiligen Geistes versehen sind (Eph 1,13.14); das Siegel drückt das ewige Eigentumsrecht Jesu aus.

Diese wunderbaren Tatsachen – von der Errettung bis zur Heilssicherheit – erfreuen uns sehr, und wir sind unserem Herrn dafür ganz besonders dankbar. Jedoch machen schon die zuletzt genannten zwei Bibelstellen etwas sehr deutlich, nämlich dass es hier um mehr als nur um das Errettetsein geht; denn wir haben gelesen:

- bei Josua: »dem HERRN dienen«,
- bei Elia: »wandelt dem HERRN nach«.

2. Christ sein – ihm dienen, im Gehorsam leben

2.1. Ihm dienen

Es sind einfache Worte: »ihm dienen« und »ihm nachwandeln«. Spätestens dann, wenn wir diese und ähnliche Aussagen des Wortes Gottes auf unser Herz und Leben anwenden, müssen wir für uns die Frage beantworten, ob Christsein nur ein Entrinnen vor der Hölle und eine Garantie für den Himmel ist. Nein, denn der Herr Jesus hat für die für ihn Erkauften, d. h. die Erretteten, auch viele Aufgaben, die er »Dienen« nennt. Dazu lesen wir einige Schriftstellen:

Lk 1,74f.: »... dass wir, gerettet aus der Hand unserer Feinde, ohne Furcht ihm dienen sollen in Frömmigkeit und Gerechtigkeit vor ihm alle unsere Tage.«

1Petr 2,24: »... der selbst unsere Sünden an seinem Leib auf dem Holz getragen hat, damit wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben.«

Hebr 9,14: »... wie viel mehr wird das Blut des Christus ... euer Gewissen reinigen von toten Werken, um dem lebendigen Gott zu dienen [oder: Gottesdienst darzubringen]!«

1Thess 1,9f.: »... wie ihr euch von den Götzenbildern zu Gott bekehrt habt, um dem lebendigen und wahren Gott zu dienen und seinen Sohn aus den Himmeln zu erwarten.«

Die Thessalonicher waren noch junge Christen, hatten keine Bibel in der Hand und auch keine größeren Belehrungen über das Kommen des Herrn – lediglich

einige Überlieferungen. Der Apostel Paulus bescheinigte ihnen, dass sie die Götzenbilder des alten Lebens weggetan hatten und Gott dienten! Haben wir uns auch von den Dingen unseres alten Lebens getrennt, oder müssen wir mit Beschämung sagen, dass wir uns wieder neue zugelegt haben, die uns hindern, Gott die ihm würdige Anbetung zu bringen?

2.2. Im Gehorsam leben (wandeln), d. h. Hingabe

Die Bibel sagt uns, dass das Werk des Herrn auf Golgatha eine sehr hohe Bedeutung für uns hat und dass wir als seine Nachfolger in Hingabe für ihn leben sollen.

Rt 1,16b.17: »wohin du gehst, will ich gehen, und wo du weilst, will ich weilen; dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, will ich sterben, und dort will ich begraben werden.«

2Kor 5,15: »Und er ist für alle gestorben, damit die, die leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferweckt worden ist.«

Röm 14,7f.: »Denn keiner von uns lebt sich selbst, und keiner stirbt sich selbst. Denn sei es, dass wir leben, wir leben dem Herrn; sei es, dass wir sterben, wir sterben dem Herrn. Sei es nun, dass wir leben, sei es, dass wir sterben, wir sind des Herrn.«

Um ihm, unserem Herrn, dienen zu können, müssen wir uns von dem Ballast unseres alten Lebens befreien und dem biblischen Grundsatz aus 1Joh 2,6 folgen: »Wer da sagt, dass er in ihm bleibe, ist schul-



dig, selbst auch so zu wandeln, wie er gewandelt ist.« In der Berufung der Jünger Jesu finden wir hier schöne Beispiele. Mt 4,18–22 zeigt uns, dass Petrus, Johannes, Andreas und Jakobus »alles« stehen und liegen ließen und dem Herrn »sogleich« nachfolgten. Interessant ist auch der Zöllner Matthäus, der sofort sein Zollhaus verließ (heute würden wir sagen: auf seine Beamtenpension verzichtete) und Jesus nachfolgte.

Natürlich geht es uns dabei nicht besser als dem Apostel Paulus, der es schwierig fand, ihm ganz und vollkommen hingegeben zu sein: »Brüder, ich denke von mir selbst nicht, es ergriffen zu haben; eines aber tue ich: Vergessend, was dahinten, und mich ausstreckend nach dem, was vorn ist, jage ich, das Ziel anschauend, hin zu dem Kampfpfeil der Berufung Gottes nach oben in Christus Jesus« (Phil 3,13f.). Ob wir in Kenntnis eines so großen Mannes wie Paulus unser Leben wenigstens wie er – »vergessend, was hinter uns liegt« – einrichten können? Dieses Streben nach Hingabe für Christus sollte uns immer auszeichnen. Nicht »Feierabend-Christentum« oder das irgendwann folgende »Rentner-Dasein« soll ihm gehören – nein, unser ganzes Bestreben sollte das »Hier und Heute« sein.

Unsere ewig existierende Seele übergeben wir ihm gern mit Freude und Dankbarkeit für Zeit und Ewigkeit. Aber unser hiesiges Leben, das ohnehin mit dem Tod endet, behalten wir so gern für uns und tun damit nach unserem eigenen Ermessen. Wir sind si-

cher, dass er uns, wie eingangs schon erwähnt, vor der Hölle rettet, aber wir sind so zurückhaltend, wenn es um die Übergabe unseres täglichen Lebens geht.

Machen wir uns doch einmal ernsthaft Gedanken darüber, wie sich unser Dasein, unser Leben gestaltet, wenn wir endlich bereit sind, ihm die Führung und Leitung zu überlassen!

2.3. Nachfolge

Wahres geistliches Leben bedeutet auch die kompromisslose Nachfolge Christi. Mt 16,24 sagt uns dazu: »Wenn jemand mir nachkommen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge mir nach.« Wir müssen dann wirklich lernen, Verzicht zu üben, z. B. auf weltlichen Besitz oder die Vorteile, die aus weltlichen Beziehungen entstehen können. Dabei muss es uns darauf ankommen, dem Herrn Jesus die Herrschaft über unser Leben als »Herr«, d. h. als Gebieter oder Chef, der über alles zu bestimmen hat, bedingungslos auszuliefern. Letztlich müssen wir akzeptieren, dass unser eigenes starkes Ich überhaupt keine Rechte mehr hat. Wenn Petrus in Mk 14,71 sagt: »Ich kenne diesen Menschen nicht!«, können wir das gut auf die Verleugnung unseres eigenen Ichs anwenden: »Ich kenne mein eigenes Ich nicht mehr!«

Nach 1Petr 2,21 hat uns Christus »ein Beispiel hinterlassen, damit ihr seinen Fußstapfen nachfolgt«. Und Paulus schreibt in Kol 2,6: »Wie ihr nun den Christus



Jesus, den Herrn, empfangen habt, so wandelt in ihm«.

Zu dem für uns alle relevanten Thema »Nachfolge« können uns auch einige Aussagen des Alten Testaments helfen:

- Von Noah wird gesagt, dass er »*Gnade fand in den Augen des Herrn*« und »*mit Gott wandelte*« (1Mo 6,8f.). Als er den Auftrag bekam, eine Arche zu bauen, gab Gott ihm genaue Anweisungen: »*So sollst du sie machen ...*« (1Mo 6,15). Noahs Antwort finden wir in Vers 22: »*Und Noah tat es; nach allem, was Gott ihm geboten hatte, so tat er.*«

- Mose wurde von Gott aufgetragen, eine Stiftshütte zu bauen. Gott erklärte ihm alle Einzelheiten, regelte und bestimmte alles. Dem Führer des Volkes Israel und seinem menschlichen Geist wurde kein Raum gelassen: »*Und sieh zu, dass du sie nach ihrem Muster machst, das dir auf dem Berg gezeigt worden ist*« (2Mo 25,40). In den nachfolgenden Kapiteln wird berichtet, dass Mose genau das tat, was Gott ihm gesagt hatte. Als die Stiftshütte aufgerichtet wurde, heißt es, dass er sich während der ganzen Zeit genau an das gehalten hatte, was Gott ihm aufgetragen hatte (2Mo 40,16). Auch das Volk wurde von dem gehorsamen Tun Moses angesteckt: In 2Mo 39,42 wird auf den Gehorsam des Volkes bei der Errichtung des Zeltes der Zusammenkunft hingewiesen, sodass Gott gern darin wohnen und bei den Menschen sein wollte. Genau wie Mose können wir durch unser Beispiel dazu beitra-

gen, dass auch andere mit angesteckt werden.

- Salomo empfing ebenfalls ein Muster: ein Muster für den Bau des Tempels. Eigentlich hatte David diesen bauen wollen; er gab seinem Sohn Salomo »*das Muster von allem, was durch den Geist in ihm war, bezüglich der Höfe des Hauses des HERRN und aller Zellen ringsum*« (1Chr 28,12). David war »*durch Schrift unterwiesen, weil die Hand des HERRN auf mir war*« (V. 18). Wenn wir das Leben Salomos sehen, dann ist es ebenfalls Gottes Wirken und Salomos Gehorsam, der dies ermöglichte.

Die göttlichen Anweisungen wurden von den erwähnten Männern, die Gott dazu berufen hatte, minutiös erfüllt. So ist es auch mit dem, was Gott uns aufgetragen hat: seinem Wunsch zu folgen, indem wir ihm nachfolgen.

2.4. Heiligung

Aus den vielen Stellen, die uns Gottes Wort gegeben hat, hier nur eine kleine Auswahl (die Begriffe »Heiligkeit« und »Heiligung« werden in der Bibel oft synonym gebraucht):

1Petr 1,15.19: »*wie der, der euch berufen hat, heilig ist, seid auch ihr heilig in allem Wandel! Denn es steht geschrieben: »Seid heilig, denn ich bin heilig« ... wandelt die Zeit eurer Fremdlingschaft in Furcht, indem ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichen Dingen, mit Silber oder Gold, erlöst worden seid ..., sondern mit dem kostbaren Blut*



Christi, als eines Lammes ohne Fehl und ohne Flecken.

1Thess 3,13: *»... um eure Herzen zu befestigen, dass ihr untadelig seid in Heiligkeit.*

1Thess 4,3: *»Denn dies ist Gottes Wille: eure Heiligkeit.*

Hebr 12,14: *»Jagt dem Frieden nach mit allen und der Heiligkeit, ohne die niemand den Herrn schauen wird.*

Ps 34,10: *»Fürchtet den HERRN, ihr seine Heiligen! Denn keinen Mangel haben die, die ihn fürchten.*

Unser Herr, Jesus Christus, hat sich durch sein Leiden und Sterben und seinen Gehorsam bis zum Tod am Kreuz für uns selbst geheiligt: *»und ich heilige mich selbst für sie, damit auch sie Geheiligte seien durch Wahrheit*« (Joh 17,19). Heiligkeit ist Gottes Werk an uns: *»... der uns geworden ist Weisheit von Gott und Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung*« (1Kor 1,30); *»aber ihr seid abgewaschen, aber ihr seid geheiligt, aber ihr seid gerechtfertigt worden in dem Namen des Herrn Jesus und durch den Geist unseres Gottes*« (1Kor 6,11). Heiligung erfordert aber auch unseren ganzen Einsatz. Wer durch die Rechtfertigung Gottes Gnade in vollem Umfang erfahren hat, der hat kein Recht mehr, über sich selbst zu verfügen: *»Und er ist für alle gestorben, damit die, die leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferweckt worden ist*« (2Kor 5,15). Deshalb sagt uns auch die Schrift, dass unser Leib der Tempel des Heiligen Geistes ist (1Kor 6,19).

3. Schlussfolgerung für unser Christsein

Die einzelnen aus der Bibel herangezogenen Aussagen zeigen uns deutlich, dass

Ihm dienen – Gehorsam – Hingabe – Nachfolge – Heiligung, letztlich: ein ihm geweihtes Leben als Gläubige

die persönlichen Grundlagen für unser Glaubensleben sind. Wir haben auch sehr klar erkennen dürfen, dass Gott mit dem Opfertod seines Sohnes mehr bezwecken wollte als unsere Bewahrung vor der Hölle und unsere Aufnahme nach dem Erdenleben in den Himmel. Unsere Errettung ist eben nicht Selbstzweck – wie vielleicht viele heute glauben –, sie ist eindeutiges Mittel zu dem Zweck, dem Herrn zu dienen (siehe Josua) und ihm nachzuwandeln (siehe Elia). Dabei sollen wir auch darauf achten, ihn in unserem Körper (Leib) zu verherrlichen.

Ich persönlich glaube, dass jeder von uns – auch ich – bei dieser konsequenten Betrachtungsweise seine eigenen Defizite sieht. Doch dürfen wir darauf vertrauen, dass unser Herr Jesus Christus uns bei der Aufarbeitung zu Hilfe kommt – wenn wir wirklich aus tiefstem Herzen seine wahren Nachfolger werden und ein geistliches Leben führen wollen.

Eberhard Schneider



Nachrichten aus Panama

»Und es erschien dem Paulus in der Nacht ein Gesicht: Ein gewisser makedonischer Mann stand da und bat ihn und sprach: Komm herüber nach Makedonien und hilf uns!« (Apg 16,9)



Bei Olga in Arraiján



Bei den Kubanern Michel und Beatriz



Mit Gregorio in Colón

Die Idee

Vor einiger Zeit haben wir begonnen, für eine bibeltreue Gemeinde in Panamá-Stadt zu beten. Wir hatten mehrere Anfragen von Geschwistern bekommen, die nach Panama umgezogen waren oder sich dort zu Besuch aufhielten und eine Gemeinde suchten. Trotz intensiver Nachfrage konnten wir keine Gemeinde finden, die aus dem Hintergrund der Brüderbewegung kam oder die wir von ihrer Lehrauffassung her weiterempfehlen konnten.

Gemeinsam mit Gregorio Tabora aus Pereira haben wir daraufhin angefangen, diese Kontakte zu sammeln, und versandten nochmals Hunderte von Mails, besonders zu Kontakten nach Süd- und Mittelamerika. Einige Freunde schrieben uns zurück und gaben uns Adressen von Bekannten und Verwandten, Telefonnummern, Facebookseiten, Mailadressen etc.

Das Ziel

Daraufhin pflanzten wir unsere erste Reise. Vom 17. bis 20. April wollten wir diese Kontakte aufsuchen. Wir hatten uns vorgenommen, die Städte Panamá, Colón und Arraiján zu besuchen. Ziel war es, diese Geschwister zu treffen, sie zusammenzuführen, sie zu ermutigen, mit ihnen zu beten, das Wort Got-

tes zu lesen und abzuwägen, ob in Zukunft gemeinsame Zusammenkünfte an diesen Orten möglich wären. Einige der in Panama wohnenden Geschwister hatten sich schon auf die Suche nach einer bibeltreuen Gemeinde gemacht, aber inzwischen wieder aufgegeben. Andere hatten sich vorübergehend einer Gemeinde angeschlossen mit dem Wunsch, irgendwann etwas Neues anzufangen, und wieder andere waren mit der gefundenen Gemeinde zufrieden.

Per Google suchten wir einfach das billigste Hotel aus, das wir finden konnten und das auch einigermaßen in der Nähe der Geschwister lag, die wir kontaktieren konnten. Es lag etwa 10 Minuten zu Fuß von dem Apartment einer Familie aus Kuba, die wir schon von unseren Reisen dorthin kannten.

Arraiján

Panama liegt 1½ Flugstunden von Pereira entfernt. Der 5-Uhr-Flieger brachte uns in aller Frühe in die Hauptstadt. Nach dem Frühstück im Hotel fuhren wir mit dem Bus nach Arraiján, um Olga und ihre Familie zu besuchen. Sie kommen aus Kolumbien und hatten die Suche nach einer Gemeinde schon aufgegeben. Hier in Arraiján hatten wir Kontakt zu einem Missionar, und so konnten wir diese Familie gleich

vermitteln. Olga schrieb uns inzwischen, dass sie jetzt dort zur Gemeinde geht und sich gleich wie zu Hause fühlte. Nach einem typischen kolumbianischen Mittagessen ließen wir noch eine Menge Bücher und Bibelkurse dort und machten uns wieder auf den Weg nach Panamá-Stadt.

Dort angekommen, suchten wir am Abend unsere kubanischen Freunde Michel und Beatriz auf. Wir waren überglücklich, sie wiederzusehen. Auch sie hatten inzwischen ihre Suche nach einer Gemeinde aufgegeben und machten sonntags Bibelstunde als Familie in ihrem Wohnzimmer. Vor über einem Jahr waren sie über Moskau nach Panama gekommen.

Colón

Colón liegt an der Nordküste von Panama, gleich neben der Einfahrt in den Kanal. Abdel, ein Panamaer, und seine kolumbianische Frau waren weitere Kontaktpersonen, die wir in Panamá-Stadt hatten. Sie boten uns an, uns mit dem Auto nach Colón zu fahren. Auch hier hatten wir zwei Kontakte. Abdel und Juan Carlos, ein argentinischer Bruder, besuchen diese Stadt regelmäßig und haben in Sabatina, einem Vorort von Colón, einen Hauskreis mit etwa 40 Personen angefangen. Schon lange beten sie für diese Gruppe. Ihr Wunsch ist, dass dort bald eine eigenständige Gemeinde ins Leben gerufen werden kann. Auch hier konnten wir wieder viel Literatur hinterlassen.

Panamá-Stadt

Am Sonntag nahm Abdel uns mit zu der Gemeinde, wo er und Juan Carlos vorübergehend hingehen.

Wir waren recht beeindruckt von der guten Predigt, die wir dort hörten. Zum Mittagessen waren wir bei den Kubanern Michel und Beatriz zu Gast. Es gab die für Kubaner typischen schwarzen Bohnen mit Reis und gepökeltem Schweinefleisch. Michel begleitete uns am Nachmittag. Zuerst besuchten wir den christlichen Radiosender BBN (www.bbnradio.org), den wir sehr empfehlen können. Danach trafen wir uns bei Juan Carlos zu Hause mit einer weiteren Gruppe von Personen, die ebenfalls an dem Projekt Gemeindegründung interessiert waren. Dazu luden wir wieder unsere kolumbianischen Freunde ein. Wir freuten uns, dass wir auch hier wertvolle Kontakte knüpfen konnten.

Panama Christian Academy

Am Montag waren wir eingeladen, eine Andacht für die Lehrer einer christlichen Schule für Chinesen zu halten. Wir waren überrascht, hier 800 Chinesenkinder zu treffen, die täglich von Gott und seinem Wort hören. Der Direktor Eduardo Chung und der Schulkaplan Willy luden uns anschließend zu einem chinesischen Frühstück ein. Eduardo erzählte uns, dass der Schulgründer ein gläubiger Chinese ist, der in China wegen seines Einsatzes für seinen Glauben gesucht wird, dessen Name der chinesischen Regierung aber bisher nicht bekannt ist. Da er in China nicht öffentlich evangelisieren kann, versucht er jetzt, seine Landsleute im Ausland mit der guten Botschaft von Jesus Christus zu erreichen. Immer wieder gelingt es ihm, nach Panama auszureisen und die Schule zu besuchen.



Miraflores-Schleuse, Panama-Kanal

Panama-Kanal

Zum Abschluss unseres Besuchs hatten wir noch Gelegenheit, eine Schleuse des Panamakanals zu besichtigen. Sehr beeindruckt hat mich, dass die Kapitäne der riesigen Schiffe ihr Schiff nicht selbst durch die Schleusen fahren dürfen. Dazu kommt ein speziell ausgebildeter Kapitän an Bord, der das Schiff durch die drei Schleusen fährt. Es wurde uns erzählt, dass das nicht allen Kapitänen gefällt und es deshalb auch schon mal harte Diskussionen an Bord gibt. Ist es nicht auch in unserem Leben als Christ ähnlich? Bei unserer Bekehrung haben wir versprochen, dass wir Jesus Christus unser Leben übergeben und dass er ab diesem Augenblick unser Leben steuern darf, wohin immer er will. Aber ab und zu versuchen wir doch immer wieder, das Steuer in die eigene Hand zu nehmen!

Bitte betet für die Arbeit in Panama. Wir stehen weiterhin mit den Geschwistern in Kontakt und würden uns freuen, wenn dort in Zukunft mehrere bibeltreue Gemeinden entstehen könnten.

Herzliche Grüße aus Pereira

Roland Kühnke

Francis Schaeffer:

Wie können wir denn leben?

Aufstieg und Niedergang der westlichen Kultur

Oerlinghausen (Betanien) 2014
Pb., 238 Seiten

ISBN 978-3-935558-37-2

€ 13,90



Francis Schaeffer (1912–1984) war in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einer der einflussreichsten Christen. Sein Hauptschwerpunkt war die Apologetik. 1955 gründete er in der Schweiz die Gemeinschaft L'Abri, ein internationales christliches Studienzentrum zur Kulturanalyse der modernen Zeit. Es richtete sich an Studenten und solche, die eine Antwort auf die letzten Fragen der Menschheit suchten. Später entstanden noch Zweiginstitute in anderen Ländern.

Entscheidenden Einfluss übte Schaeffer durch seine Schriften aus. Seine Bücher wurden weltweit in über 3 Millionen Exemplaren verbreitet. Den Zerfall der westlichen Welt führte er auf die Ablehnung der biblischen Welt- und Menschensicht seit der Aufklärung zurück. Die Absolutsetzung der autonomen Vernunft habe die moderne säkularisierte Kultur hervorgebracht. Auch in anderen Werken wies er immer wieder auf die Konsequenzen der Ablehnung absoluter Werte hin. Den Ausweg aus dem kulturellen Dilemma der Neuzeit sah Schaeffer allein in einer Hinwendung zur irrtumslosen Bibel und im öffentlichen Protest gegen das Böse in der Gesellschaft. Die Evangelikalen warnte er in seinem Vermächtnis (1988) vor einer Anpassung an den Zeitgeist.

Das hier zu besprechende Buch erlebte von 1977 bis 2000 fünf Auflagen in deutscher Sprache. Im Vorwort der amerikanischen Ausgabe von 2005 schreibt Lane T. Dennis, Verlagsleiter bei Crossway Books: »Schaeffer war ein Mann mit einem tiefen Anliegen für Menschen und für ihre Suche nach Wahrheit,

Sinn und Schönheit des Lebens. Wenn sich ein roter Faden durch alle 24 Bücher zieht, die Schaeffer veröffentlichte, dann dieses: Es gibt eine »absolute Wahrheit«; sie ist in der Bibel offenbart, und zwar durch den wahren Gott, der »keine Illusion« ist. Was wir mit dieser Wahrheit anfangen, hat weitreichende Konsequenzen auf jeden Bereich unseres Lebens und unserer Gesellschaft.

Dieses Buch *Wie können wir denn leben?* war Schaeffers 19. Buch und gehört eindeutig zu seinen wichtigsten. Es ist eine Frucht aus Schaeffers lebenslangem Studium des westlichen Denkens, der abendländischen Geistes- und Kulturgeschichte im Licht biblischer Wahrheit und christlicher Weltanschauung ... Schaeffers These lautet: Wenn wir erkennen wollen, *wie wir denn heute leben können und sollen* (diese Frage stellten sich die Israeliten in Hesekeil 33,10 angesichts ihrer sündigen Vergangenheit), dann müssen wir zunächst verstehen, welche kulturellen und intellektuellen Kräfte uns im Verlauf der Geschichte dahin gebracht haben, wo wir heute sind ... *Wie können wir denn leben?* bietet denjenigen Lesern, die Schaeffer noch nicht kennen, eine Gesamtschau seiner besten Ansichten in die biblische Wahrheit und deren Bedeutung für die gesamte Kultur und den Lauf der Menschheitsgeschichte. Somit bietet dieses Buch eine ideale Einführung in Schaeffers Denken und Werke.«

Schaeffer beginnt seine Analyse mit dem Römischen Reich, wobei er auch auf griechische Traditionen zu sprechen kommt. Es folgt ein chronologischer Durchgang durch

die zentralen Aspekte der Geistesgeschichte: Mittelalter, Renaissance, Reformation, Aufklärung. Danach kommen Themen aus der Moderne wie Wissenschaft, Philosophie, Theologie, Kunst, Musik, Literatur, Film und zum Schluss aktuelle Themen bis zu den 1970er Jahren zur Sprache. Schaeffer stellt heraus, dass die »modernen Menschen« durch den zerstörerischen Einfluss der nachchristlichen Kultur jeder Grundlage für Wahrheit, Werte, Sinn und Hoffnung beraubt worden sind und stattdessen zwei »kümmerliche Werte« geblieben sind: »persönlicher Friede und Wohlstand ... ohne Rücksicht

auf die möglichen Folgen für Kinder und Enkelkinder«.

Wer meint, dieses Buch sei nicht mehr aktuell, weil es die Entwicklungen seit den 1970er Jahren nicht mehr behandelt, hat unrecht, da die Grundthemen und ihre Problematik dieselben geblieben sind und es ohnehin mehr um größere Zusammenhänge geht als um Einzelphänomene. Auch wenn nicht mit allen Deutungen, Prognosen oder Meinungen Schaeffers übereinstimmen mag, kann man für diese überarbeitete Neuauflage doch dankbar sein und sie allen an diesen Themenbereichen Interessierten sehr empfehlen.

PS: In meinem Taschenbuch *Christentum und Gesellschaft. Wovon wird unser Denken beeinflusst?* (Daniel-Verlag 2008) habe ich versucht, die oben aufgezeigten Hauptlinien kurz zusammenzufassen. Es kann auf www.jochenklein.de abgerufen werden.

Jochen Klein

HERZLICHE EINLADUNG

Für wen? Christen in der zweiten Lebenshälfte
Wozu? einigen Tagen christlicher Gemeinschaft mit Gottes Wort zu dem Thema

Gnade

»Lass mich deine Gnade sehen« (Ps 85,7)

und gemeinsamen Aktivitäten wie Wandern, Spielen, Singen etc.

Wo? am vielseitigen Begegnungsort des Bibellesebundes bei Marienheide
Wann? Sonntag, 18. Oktober 2015, zum Abendessen, bis Freitag, 23. Oktober 2015, nach dem Mittagessen
Wie teuer? Vollpension pro Person ab ca. 47 € (DZ) bzw. 55 € (EZ) pro Tag, ergibt ab 235 € (DZ) bzw. 275 € (EZ) für 5 Tage; plus Materialkosten (12 €) und Ausflüge
Wer lädt ein? Jochen & Gunhild Stücher, Hainburg
 Friedrich-Wilhelm & Elke Tertel, Gummersbach-Peisel

Anmeldungen bitte an:

Jochen & Gunhild Stücher · Ostring 33 · D-63512 Hainburg
 Fon: +49(0)6182 5950 · Fax: +49(0)6182 889058 · E-Mail: gem-ejst@online.de

Konrad Paul Liessmann:

Geisterstunde

**Die Praxis der Unbildung.
Eine Streitschrift**

Wien (Zsolnay) 2014

Geb., 190 Seiten

ISBN 978-3-552-05700-5

€ 17,90

Von der Notwendigkeit eines fundierten Bildungsbegriffs

Wie an anderer Stelle in dieser Zeitschrift bereits angedeutet, tut die Entwicklung eines christlichen Bildungsbegriffs not. Das empfindet vermutlich jeder Christ, der von Berufs wegen Kindern etwas vermitteln soll, aber auch jeder, der bereits im Kontext von Sonntagschule oder Jungscholar mit dieser Herausforderung konfrontiert war. Ganz besonders aber trifft diese Notwendigkeit auf die Protagonisten der christlichen Schulbewegung zu. Die Diskussion wird hier meiner Beobachtung nach einerseits von Pragmatikern bestimmt, die Schulentwicklung damit gleichsetzen, Schulen auf den neuesten Stand der Technik zu bringen. Auf der anderen Seite findet sich der Typus des Kulturpessimisten, der die Debatte auf Fragen des Gender Mainstreaming und Kritik an den neuen Medien verkürzt und Formen des selbstbestimmten Lernens per se für einen Irrweg hält.

»... denn die Söhne dieser Welt sind klüger als die Söhne des Lichts«

Unlängst stieß ich auf eine Lektüre, die dieser so notwendigen Debatte wichtige Impulse und die nötige Tiefe verleihen könnte. Es handelt sich um den im vergangenen Jahr erschienenen Titel *Geisterstunde. Die Praxis der Unbildung. Eine Streitschrift* von Konrad Paul Liessmann.

Liessmann, von Hause aus Philosophieprofessor, hatte bereits 2006 auf sich aufmerksam gemacht. Damals hatte er unter dem Titel *Theorie der Unbildung* die Hochschulreform kritisch un-

ter die Lupe genommen und insbesondere die Ökonomisierung von Hochschule und Wissenschaft im Rahmen der Bologna-Reform beklagt. Damals hatte ich ganz unwillkürlich den dringenden Wunsch verspürt: Wenn dieser Autor doch mit derselben Urteilskraft auch einmal das System Schule unter die Lupe nähme!

Dieser Wunsch hat sich nun erfüllt! In elf Kapiteln und auf 181 Seiten unterzieht Liessmann Schule und den ihr zugrundeliegenden gängigen Bildungsbegriff einer kritischen Prüfung.

Praxis der Unbildung

Im ersten Kapitel mit dem Titel »Pisa, Panik und Bologna« spannt Liessmann einen weiten Bogen, indem er seine Kritik an der Hochschulreform wiederholt, dann aber auf Schule zu sprechen kommt und die »schöne neue Schulwelt« ausgesprochen pointiert wie folgt beschreibt: »eine durchgängig gegenderte Kommunikation, die generelle Inklusion von Kindern mit Behinderungen aller Art, ein fehlertolerantes Prüfungssystem, Toleranz gegenüber und Integration von allen, Offenheit in Bezug auf sexuelle Orientierungen und Vorlieben aller Art (Ausnahme: Pädophilie), Engagement in Umwelt-, Friedens- und Klimaprojekten, politisch korrektes Sprechen, Denken, Schreiben und Handeln« (S. 22f.).

Das zweite Kapitel widmet Liessmann den Wortführern der Kritik am herkömmlichen Lernen, die er ironisch »Bildungsexperten« nennt: Fratton, Precht oder Hüther. Diesen wirft er einen naiven Rousseauismus vor, der davon

ausgehe, »dass Neugeborene, Babys und Kleinkinder wunderbare, umfassend kompetente, mehrfach begabte, hochtalentiertere und kreative Wesen sind, die allein durch ein antiquiertes Bildungssystem korrumpiert, gebrochen und zerstört wurden« (S. 33). Liessmann gibt zu bedenken, dass es auch das Gegenteil von Begabung, nämlich Behinderung gibt (vgl. S. 34) und dass äußere Differenzierung unter bestimmten Bedingungen humaner sein könnte als eine Inklusion um jeden Preis (vgl. S. 35). Die pauschale Kritik am Frontalunterricht und am »Geist der Karsernenschulen« entlarvt er als Topos (vgl. S. 36). Kinder von Anfang an für mündig zu erklären sei eine Überforderung und Leugnung des »Grundprinzips aller Kultur, nach dem die nachfolgenden Generationen auf den Errungenschaften und Erkenntnissen der vorangehenden aufbauen können« (S. 40). Kreativität und Originalität *folgten* auf die Aneignung des in Jahrtausenden erworbenen Wissens. »Lebensnahes Lernen« fördere das »kulturelle Vergessen« (S. 41). Man stehle den Kindern dadurch zudem Lebenszeit.

Im Kapitel »Kompetenter Ungeist« unterzieht Liessmann den Begriff der Kompetenzorientierung einer kritischen Prüfung. Plastisch führt er vor Augen, wie absurd das Festlegen möglichst umfassender Kompetenzen in Lehrplänen ist. Jede »zielorientierte menschliche Tätigkeit« könne zu einer Kompetenz erhoben werden, wobei man dann schnell bei 4000 Kompetenzen lande, wie das Curriculum einer Schweizer Grundschule zeige (vgl. S. 48). Dersich anschließende

Exkurs über das generische Maskulinum ist nicht minder pointiert und spricht jedem, der auch unter der naiven feministischen Sprachkritik unserer Zeit leidet – sie beruht m. E. auf der schlichten Verwechslung von biologischem und grammatischem Geschlecht –, aus dem Herzen (vgl. S. 50). Das Kapitel beschließt ein Plädoyer für die Wertschätzung von Inhalten und Themen: »Nach einigen Jahren kompetenzorientierten Unterrichts werden auch die größten Namen der Philosophie, die bedeutendsten Werke der Weltliteratur, die wichtigsten Gestalten der Geschichte zu Fremdwörtern geworden sein« (S. 53). Sehr bedenkenswert ist m. E. das, was Liessmann zu den tieferen Ursachen für die derzeit vorherrschende Kompetenzorientierung schreibt: »Aus der vielleicht nur vordergründig toleranten Haltung, nur niemanden auszuschließen, keine Denkform und keine Literatur, keine Kultur und keine Religion, keine Lebensweise und keine Meinung, aus dem Versuch, alles und alle zu inkludieren, wird auch verständlich, warum Inhalte aus den Lehrplänen verschwinden müssen« (S. 57).

Das vierte Kapitel mit dem Titel »Fächerdämmerung« (S. 61ff.) ist eine Verteidigung des Unterrichts in Form von Fächern und deren Ableitung aus den Wissenschaftsdisziplinen. Liessmann führt aus, wie sehr eine Verabsolutierung des fächerübergreifenden Unterrichts auch die Fachdidaktik entwertet und einem Dilettantismus Vorschub leistet.

Nach so viel schwerwiegendem Lesestoff freut sich der Leser in Kapitel 5 über Liessmanns Be-





obachtungen zu den Folgen des allenthalben zu beobachtenden »PowerPoint-Karaoke« (S. 78ff.). PowerPoint, so Liessmanns These, verhindere sehr oft die Entwicklung eines Gedankens und ersetze bzw. simuliere das Verstehen bloß.

In Kapitel 6 stellt Liessmann die Frage: »Was weiß das Netz?«, und warnt vor überzogenen Erwartungen an das Internet in Bezug aufs Lernen. Der Glaube ans Internet könne keine Berge versetzen (vgl. S. 90) und entspringe einem »digitalen Rousseauismus« (S. 92), der verdecke, dass Jugendliche nur vordergründig das Internet zu nutzen wüssten. Das Internet setze vielmehr eine »geschulte Urteilskraft« und »Grundwissen« voraus (S. 105). Wenn das Internet hinsichtlich des Lernens wirklich wirksam sei, hätte die Anwesenheitspflicht der Schüler in der Schule ja drastisch verkürzt werden können; das Gegenteil sei im Zuge des Ganztages jedoch erfolgt (vgl. S. 100). Der zeige im Übrigen, dass Schule immer mehr als »sozialpädagogische Anstalt zur Aufbewahrung von Kindern und Jugendlichen aufgefasst wird, weil man nicht weiß, was man sonst mit ihnen machen sollte« (S. 100).

Kapitel 7 (S. 107ff.) richtet sich wieder eher an die Hochschule und die heutige Studentengeneration. Ihr wirft Liessmann eine »Infantilisierung« vor, die sich u. a. darin äußere, dass man viel zu schnell bereit sei, Berater unterschiedlichster Art und Ratgeberliteratur zu konsultieren.

Mit der Infantilisierung an der Hochschule – so Liessmann im achten Kapitel – gehe paradoxerweise eine Überforderung der

Schüler an Grundschulen einher. Während die einen in Bachelorstudiengängen verschult werden, wird den Grundschulern bereits die höchste Form des selbstentdeckenden Lernens abverlangt. Dass ein Fortschreiten vom Elementarunterricht, der die basalen Kulturtechniken vermittele, über den Schulunterricht, der in die verschiedenen Wissensgebiete einführe, hin zum Universitätsunterricht, wo man das selbständige Lernen und Forschen erlernen und Sinnvoll sei, habe bereits Humboldt erkannt (vgl. S. 120). Dies sei bis heute die Logik des Unterrichts, auch wenn die Abfolge nicht immer zwingend sei (vgl. S. 121). Ein ausgezeichnetes Argument gegenüber der Forderung nach permanenter Innovation enthält Liessmanns folgender Satz; er spricht jedem aus dem Herzen, der auch zuweilen darunter leidet, das pädagogische Rad immer wieder neu erfinden zu sollen: »... und es wäre doch möglich, dass Unterricht ein kommunikatives Verfahren darstellt, das aufgrund seiner Logik nur wenig Modifikationen und Variationen zulassen kann, ohne zu versagen« (S. 119).

In Kapitel 9 mit dem Titel »Lese-lust und Leseleid« plädiert Liessmann für eine Rückkehr des Buches an die Schulen. Seine Kritik gilt den Laptop-, Notebook- und Smartphone-Klassen, wo man versuche, den Teufel durch den Beelzebub auszutreiben (vgl. S. 135). Auch die moderne Schreibdidaktik entgeht nicht Liessmanns kritischer Prüfung. Deziert kritisiert er einen Unterricht, in dem Rechtschreibfehler zugelassen werden: »Schreiben, wie man spricht, ohne dabei

korrigiert zu werden – das könnte die Kinder traumatisieren –, wird schon seit geraumer Zeit praktiziert und zeitigt nun seine sichtbaren Erfolge: das Ende der Orthografie ... Jeder, wie er will, und wer gar nicht will, kann am Ende weder lesen noch schreiben« (S. 131).

Kapitel 10 ist abermals ein Veratzstück aus *Theorie der Unbildung* und kritisiert nochmals die Bologna-Reform, die Liessmann für die »Diktatur der Geschäftigkeit« (S. 149ff.) verantwortlich macht und die die Universitäten vom echten Nachdenken abhalte.

Kapitel 11 schließlich setzt sich für eine Rehabilitierung der musischen Fächer und des ästhetischen und nutz-losen Lernens ein (vgl. S. 166ff.), aber auch des heute oft als banal abgewerteten schlichten Übens (vgl. S. 176).

Quintessenz

Das Buch zur Seite legt der gläubige Leser schließlich ein wenig neidisch angesichts des Umstands, dass ein weltlicher Philosoph mit so viel Urteilskraft die (schulischen) Probleme unserer Zeit benennt. Negativ fallen lediglich Liessmanns Anleihen bei der Psychoanalyse Freuds in Kapitel 7 auf, die er aber als »durchaus umstritten« bezeichnet (S. 112). Die Rede von der Infantilisierung und Liessmanns Forderung, für sich selbst Verantwortung zu übernehmen, sind gleichwohl zutreffend. Die Aussage, Lesen und Schreiben seien menschheitsgeschichtlich betrachtet späte kulturtechnische Errungenschaften (vgl. S. 143), mutet leicht evolutionistisch an.

Liessmanns Ausführungen zu dem großen Thema »Bildung«

sind für den gläubigen Christen in mehrfacher Hinsicht anschlussfähig. Seine Einschätzung etwa von Behinderung ist ebenso pessimistisch wie realistisch. Sein Menschenbild ist es auch. Kinder sind auch nach biblischem Verständnis nicht von Anfang an mündig und bedürfen der Führung und Belehrung. Christlich adaptiert werden kann auch ohne Probleme Liessmanns Forderung nach Bescheidenheit (vgl. S. 9, 130, 161, 181). Auch seine Wertschätzung des Buches und der Lesefähigkeit spricht jedem aus dem Herzen, dem sich Gott durch das Lesen seines Wortes offenbart hat.

Die Stärke des Buches liegt eindeutig darin, auf verschiedene »Ungereimtheiten« in den vorherrschenden pädagogischen »Glaubenssätzen« hinzuweisen. Dabei bleibt Liessmann aber nicht bei der Kritik stehen, sondern macht in jedem Kapitel in dem Absatz, der mit »Dabei wäre alles so einfach« überschrieben ist, einen konstruktiven Gegenvorschlag, der nicht polarisiert und um einen Ausgleich bemüht ist. So schließt z. B. Kapitel 3 – und das zeichnet das Buch aus – mit einem Plädoyer für ein »Sowohl-als-auch«, d. h. eine gesunde Mischung aus inhaltlichem und methodisch-kompetenzorientiertem Lernen, aus »materieller« und »formaler« Bildung, wie Klafki es genannt hätte, auf den Liessmann leider nicht verweist.

Der Bibelleser weiß schon längst, dass seine Lebensspanne nicht ausreicht, die wunderbare Schöpfung ebenso wie Gottes Wort einigermaßen gründlich selbst entdecken zu wollen. Bei der Erforschung des einen wie

des anderen bedürfen wir der Belehrung. Der Bibelleser weiß aber auch, dass schon Salomo um die Bedeutung der Kindgerechtigkeit wusste (vgl. Spr 22,6). Wenn wir auch Liessmanns Bedenken gegenüber den ideologischen Voraussetzungen der Aufklärungs- und Reformpädagogen teilen, so haben wir es ihnen doch zu verdanken, dass wir eine erheblich kindgerechtere Schulzeit erlebt haben als Generationen vor uns. Augustinus wollte angesichts der während seiner eigenen Schulzeit leidvoll erfahrenen Bildungsüberbürdung und Prügelpädagogik lieber sterben, als noch einmal Kind und Schüler werden zu müssen.

All denen, die um einen Bildungsbegriff ringen, der der Bibel standhält, und um eine den Kindern angemessene Vermittlung – und methodische Variabilität gehört in jedem Fall dazu –, sei deswegen mit Martin Luther gesagt: »Christus, da er Menschen ziehen wollte, musste er Mensch werden. Sollen wir Kinder ziehen, so müssen wir auch Kinder mit ihnen werden.«

Marcel Haldenwang

Angst vor dem Alter – Furcht vor der Zukunft

Die Hälfte der Mädchen, die heute geboren werden, werden so um die hundert Jahre alt werden, statistisch gesehen. So stand es vor einiger Zeit in der Presse. Ist das eine gute oder eine schlechte Nachricht?

In der Regel wird es als eine gute Nachricht verkauft. Es liegt tief in jedem Lebewesen, für sein Überleben zu kämpfen, also auch im Menschen. Deshalb ist er bereit, einiges zu investieren, um alt zu werden. Doch hat das seine Grenzen. Noch Schiller sagte: »Das Leben ist der Güter höchstes nicht!« Heute *ist* es der Güter höchstes. Die Menschen von heute sind überwiegend der Meinung, dass mit dem Tod alles, aber auch alles aus ist. So lange zu leben wie möglich ist das Ziel, und daran arbeiten Legionen von Wissenschaftlern und Quacksalbern. Ein Markt ist so entstanden, der bedient wird mit Pillen und Wässerchen.

Bei Licht besehen, möchte man aber nicht einmal

alt werden, man möchte *jung* bleiben und fit. Das aber ist uns nicht in die Hand gegeben. Also ist der Wunsch, hundert Jahre alt zu werden, mindestens eine zweischneidige Sache. Es ist ein großer Unterschied, alt zu werden mit Schmerztabletten und Rollstuhl, in Einsamkeit – oder in Gesundheit im Kreis der Kinder und Enkel. Doch bleibt bestehen, was der Fernseh-Entertainer Joachim Fuchsberger einmal sagte: »Man muss verdammt viel Mut haben, um alt zu werden.« Es ist doch auch so.

Der eigentliche Skandal aber ist, dass wir sterben müssen, dass unser Leben ein Ende nimmt, so oder so. Und was dann? Was wird von unserem Leben bleiben? Werden wir gehen, ohne vermisst zu werden? Oder gibt es doch ein Leben nach dem Tod? Jesus sagt: »*Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt*« (Joh 11,25).

Karl Otto Herhaus